

Interkulturell International Integrativ

Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg

Schrei!

Kinder- und Jugend-Sonderheft mit Texten und Debatten über Kinderrechte, Toleranz und Interkultur von jungen Autoren.



►► Seite 5 – 13

Migrantenbeirat

Visionen über Bildung, Beteiligungshaushalt und der Bericht der Frauenkommission.



►► Seite 2

Portrait

Eine African-Schwarzwal-Lady, die gern deutsch kocht, spazieren geht und provoziert.



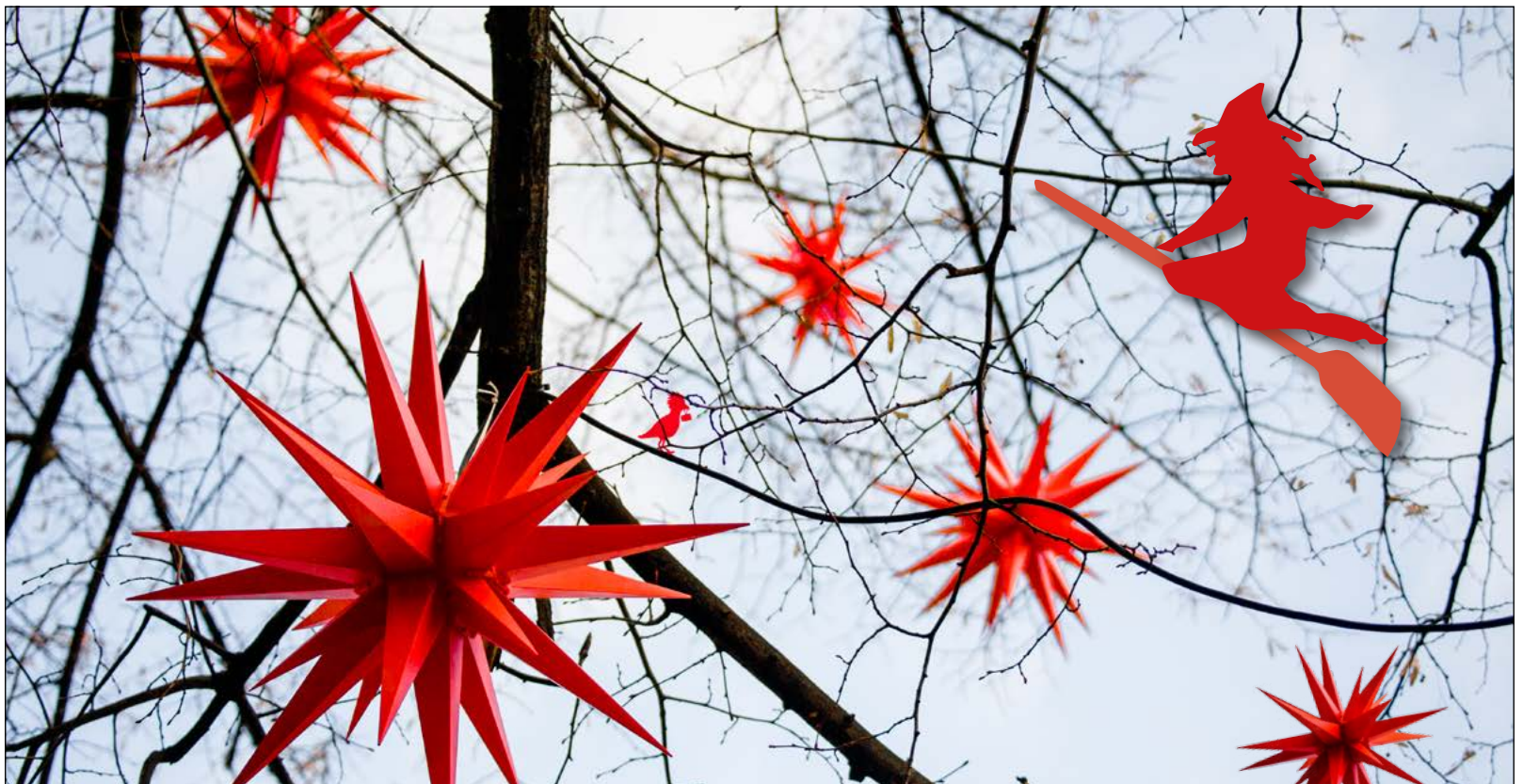
►► Seite 3

Kultur

Die russische Dichterin, die das Schwabentor besungen hat, Winterfeste in Europa und Sommer in Athen.



►► Seite 13 – 15



▲ Befana schnell über den Himmel, die Sterne schimmern hell und klar

Foto: kwasibanane, Grafik (Hexe): Ellerslie - Fotolia.com

Szczęśliwego Nowego Roku * שנה טובה * Happy New Year * سال نو مبارک
Selamat Tahun Baru * Frohes neues Jahr * Nou Ka Swété Zot an Bon Lanné
新年快乐 * Bloavez mad * 3 Новим роком * Sala nû Pîroz be * Feliz año nuevo
Tezze iliniz yahsi olsun * Folle lok en seine * Gëzuar vitin e ri * كل عام وانتم بخير
Feliç Any Nou * Καλη χρονια * Gelukkige nuwe jaar * สุขสันต์วันปีใหม่ * Buon Anno

Einmal kamen meine Eltern am 24. Dezember nach Freiburg. Sie waren sehr aufgeregt und erwartungsvoll: Endlich mal sehen, wie Weihnachten im Westen richtig gefeiert wird! Auf der anderen Seite vom eisernen Vorhang hatte man viel Reizvolles über *das Fest der Feste* gehört, eigene Traditionen dazu gab es dort nicht mehr und auch noch keine neuen.

Als wir allein die leeren stillen Straßen mit den geschlossenen Geschäften entlang liefen, sagte meine Mutter, dass wir zu dritt in dieser Stadt

wie eine große laute Prozession ausähen. Und trotz eines gemütlichen Familienessens war es nicht mit dem verrückten und mit viel Abenteuerlust gefeierten *Neuen Jahr* – dem *Fest der Feste* in Russland – zu vergleichen. Wie geht es den anderen ausländischen Menschen? Wie nehmen zum Beispiel die Chinesen dieses Fest wahr? Dies verrät uns das Essay von Lin Jun. Ein Artikel über Winterfeste beschreibt, in welchem Land was traditionell ist. Aber wird tatsächlich überall in Deutschland an Silvester Blei gegos-

sen? Wie und was man zelebriert, unterscheidet sich nicht nur über Staatsgrenzen hinweg.

In Großstädten feiern die Jugendlichen überall ähnlich, weil Clubs und Subkultur heutzutage die Kraft haben, fremde Aspekte in ihre Feste zu integrieren. Ist Jugend jedoch immer international und frei von alten Traditionen und Geschichten? Mit dieser Frage beschäftigt sich unsere Jugendbeilage *Schrei!* – von Jugendlichen und Kindern geschrieben. Wie unterschiedlich unsere Feste auch

sind, gemeinsam sind uns doch das neue Jahr, Hoffnungen und gute Absichten, Visionen und Träume. Auf den folgenden Seiten finden Sie Visionen über Bildung, die Hoffnung auf verschiedene Formen von Bürgerbeteiligung oder auf würdige Unterkünfte für Flüchtlinge. – Oder, in unserem Portrait, einen großen, ganz persönlichen Traum.

Lassen Sie uns gemeinsam feiern und wünschen, dass sich unsere Visionen, Hoffnungen und Träume erfüllen.
Ihre Redaktion



Der Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg ruft auf: Mitdiskutieren beim Kommunalhaushalt

Ab dem 10. Januar startet die städtische Online-Plattform mit Diskussionen zum Kommunalhaushalt.

Zum dritten Mal bietet die Stadt Freiburg allen Bürgerinnen und Bürgern die Möglich-

keit, sich aktiv in die bald beginnenden Beratungen über den Doppelhaushalt 2013/14 einzuschalten. Auf der städtischen Internetseite findet sich unter www.freiburg.de ab dem 10. Januar nicht nur der komplette Haushaltsentwurf, sondern auch eine Diskussionsplattform, auf der sich alle Interessierten über die Verwendung der Haushaltsmittel austauschen können. Dabei ist es auch möglich, Beiträge zu kommentieren und zu bewerten. Gegliedert ist das Forum nach den 30 größten Ausgabenbereichen wie Schulen, Wohnungsbau, Umweltschutz, Beratungsstellen, Kultur oder Integration ausländischer Mitbürger.

Wer mitmachen will, muss sich mit Benutzername und E-Mail-Adresse anmelden. Die Online-Redaktion des städtischen Pressereferats betreut die Plattform und sorgt dafür, dass Teilnehmerfragen von der Verwaltung beantwortet werden. Vorschläge und Wünsche nach Mehr- oder Minderausgaben werden an den Gemeinderat weitergeleitet. Damit besteht die Chance, aber natürlich keine Garantie, dass die Anregungen aus der Bürgerschaft vom Gemeinderat aufgegriffen werden. Wir sollten deshalb die Chance

nutzen, unsere Anliegen und Finanzierungswünsche im Online-Forum deutlich zum Ausdruck zu bringen. Gelegenheit hierzu ist zwischen dem 10. Januar und dem 12. Februar.

■ Alle wichtigen Informationen zum Doppelhaushalt 2013/14 und die Diskussionsplattform finden sich unter www.freiburg.de/beteiligungshaushalt



FREIBURGER
BETEILIGUNGS
HAUSHALT
2013 2014

Aktivitäten und Projekte der Frauenkommission des Beirats

Die Frauenkommission des Migrantinnen- und Migrantenbeirats (FK-MB) hatte Anfang Dezember ein Treffen organisiert, um zu feiern, was die letzten zwei Jahre erreicht wurde, aber auch, um Impulse und Ideen für 2013 zu sammeln und neue Kooperationsprojekte zu entwickeln. Im Rückblick war das letzte große Ereignis die Präsentation der Publikation zur Frauenkonferenz »Freiburger Frauen in die Zukunft« gewesen, an der wir im Oktober 2011 aktiv beteiligt gewesen waren. Die Publikation beschreibt sowohl das Ereignis selbst als auch die Ergebnisse aus den Workshops und dokumentiert die Aktionen und Ausstellungen – und weist damit über das Jubiläumsjahr »100 Jahre Internationaler Frauentag« hinaus. Das Buch ist kostenlos bei der Stelle zur Gleichberechtigung der Frau erhältlich. Die Broschüre »Frauenkonferenz Freiburg 2011« gibt es dort ebenfalls kostenlos. Außerdem hat sich die FK-MB am »Tag der deutschen Vielfalt«, am »Internationalen Suppenfest/Villa Global« und an der Veranstaltungsreihe »Freiburger GeschlechterStudien« beteiligt.

Die FK-MB arbeitet zur Zeit mit dem »Freiburger Wahlkreis 100%« zusammen und beteiligt sich an Veranstaltungen des Projekts »FrauenSTÄRKEN im Quartier«. Die FK-MB ist Teil des frauenpolitischen Netzwerks in Freiburg, das den Internationalen Frauentag am 8. März kommenden Jahres plant und die Aktionswoche (9.–15. März 2013) vorbereitet. Die FK-MB bedankt sich bei allen Frauen, die kooperiert und sich beteiligt haben, und lädt alle Migrantinnen ein, mitzumachen.

- Lúcia Rolim-Schulz (Vorsitzende), frauenkommission.mbeirat.fr@gmail.com
- Stelle zur Gleichberechtigung der Frau: Fahnenbergplatz 4, Tel.: 0761-201-1700, frauenbeauftragte@stadt.freiburg.de
- Freiburger Wahlkreis 100%: www.wahlkreis100.de

Gedanken über Bildung und Vielfalt

Eine Meinung aus dem Beirat

Von Seminur Özdemir

Wir Menschen machen Erfahrungen. Unsere Erfahrungen unterliegen einem ständigen Fluss von Veränderungen. Unsere erlebte Welt stellt diesen Fluss dar. Unterschiedliche Ansichten sind eine vorantreibende Kraft dieser Veränderungen. Unsere Welt ist nicht ein Ganzes, Gegebenes, sie ist Horizont wie Gadamer sagt, sie entsteht und vergeht mit uns und ist deshalb auch nicht allein mit Naturwissenschaften erklärbar. Die Menschenwelt ist das, worin jedes Individuum lebt und jedes eine bescheidene Orientierung sucht. Ein anderer Aspekt unseres Daseins ist dabei, dass unser Sein inmitten dieser Welt in eine sonderbare Freiheit gestellt ist. Die Orientierung jeder Generation macht prinzipiell die

Auseinandersetzung mit der eigenen Freiheit absolut notwendig. Welche Fragen stellen wir heute an diese Freiheit? Das ist das eigentliche Thema, wenn wir an unser Miteinanderdenken denken. Der Philosoph Kant meinte, wir müssen uns frei denken, wenn wir in dieser Welt miteinander leben wollen und gemeinsame gesellschaftliche Strukturen um uns bauen wollen. Kant hat dies das Vernunftfaktum der Freiheit genannt; er meint, Vernunft gehört zu unserem Wesen. Als ein Vernunftwesen sich selbst in der Welt verstehen heißt sich miteinander verstehen. Dies wiederum heißt den Anderen zu verstehen. Erst vor diesem gedanklichen Hintergrund wird uns ein anderer Umgang mit Grenzen ermöglicht. Denn durch das Andere erfährt unsere Eigenliebe und Ego-

zentrik eine Grenze. Das ist bis heute ein moralisches und damit im weiteren Sinne ein politisches Problem. Wir sollen uns als Einzelne nicht als zur Großmacht aufschwingernde Wesen denken. Wir brauchen die notwendige Einsicht, einen Weg innerhalb und mitsamt der Verschiedenheiten, der Sprachen, der Kulturen zu gehen und uns zusammenzuschließen in unserer Vielfalt. Dabei können wir die vielfältigen Sprachen als einen Weg – als eine Art Vorarbeit zum Begreifen – denken. So gehört die Sprache nach Wittgenstein zum Miteinander und Zueinander, sie ist Gespräch. Das heißt, Anderen wirklich zuzuhören und uns in viele Horizonte hineinzuhören. Ein anderer Philosoph, Heidegger, nannte diesen Zustand: *Es weltet*. Es weltet zwischen Ich und Du, ebenso zwischen Nationen oder Kulturkreisen. Wir müssen lernen zu erkennen und zu üben, dass sich gerade im Hören auf Andere der eigentliche Weg zu Solidarität findet.

■ Seminur Özdemir ist Mitglied des Migrantinnen- und Migrantenbeirates und der Bildungskommission. Sie ist davon überzeugt, dass ohne Vielfalt Bildung im eigentlichen Sinne nicht möglich ist und umgekehrt.

◀ **Es weltet.** Der Weg zur Solidarität
Foto: kwasibanane



Sogar im Bollenhut sah sie aus wie Lady Dandy auf der Bühne. Viele erinnern sich vielleicht noch an die Plakate des Stadttheaters: Ein afrikanisches Paar in typischer Schwarzwald-Tracht, und dazu das verschneite Freiburg im Hintergrund. In dem Stück *Heimat doppelt sehen – Ein Schwarzwaldabend* hat Vida Ampomah vor allem sich selbst gespielt: eine lebenslustige Frau, mal elegant und verführerisch, mal provokant und exzentrisch.

Kindheit

Sie ist in Ghanas Hauptstadt Accra geboren und hat elf Geschwister, weil ihr Vater drei Frauen hatte. »Es kamen noch einige Geliebte dazu, es war zu viel für meine Mama, sie verließ ihn.« Die Geschwister sind heute in der ganzen Welt zerstreut – in London, New York und Ghana, aber immer füreinander da.

Ihr Vater war kein armer Mann, und sie konnte auf eine internationale Schule gehen, die *King of Kings School*. Viele Lehrer dort waren Europäer, Englisch war Unterrichtssprache. Akan, ihre Muttersprache, kann sie daher leider schriftlich nicht so gut. Die *Education* war britisch: Respekt, Disziplin, gute Manieren. »Du sprichst nicht ohne Bitte und Danke, und nicht zu laut. Im Internat sollte man früh aufstehen, sein Bett machen, pünktlich sein, beim Essen immer den richtigen Umgang mit Messer und Gabel haben. Man musste eine weiße Schuluniform tragen. Total anders als in der deutschen Schule, oder?« Vida lacht. »Für Mädchen gab es Haushaltsunterricht: Wir sollten bügeln, nähen und kochen, während die Jungs draußen spielten und Eidechsen fingen!«

Beruf und Berufung

Was sie am liebsten sonst noch in der Schule gemacht hat, das war die Theatergruppe. Als sie mit der Schule fertig war, wollte ihr Vater, dass sie in seinem Hotel arbeitet. Vida mochte jedoch ihren eigenen Weg gehen. »Aber dann bezahle ich dein Studium nicht«, sagte der Papa. Sie hat Sekretärin gelernt, nicht weil sie es wollte, sondern weil sie nur für ihre Ausbildung selber Geld verdienen konnte. Da hat ihr die Disziplin, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatte, sehr geholfen: sich selbst zu organisieren, das Notwendige zu machen und doch die eigenen Träume zu realisieren. Sie hat abends weiter in einer Theatergruppe gespielt. Ein Stück schaffte es sogar ins Ghanaische Fernsehen und wurde zu einem Hit.

Vida hat auch einen guten Job bei einem internationalen Beratungsunternehmen gefunden, das die Entwicklung kleiner Industrien fördert. Ihren späteren deutschen Mann hat sie bei einem Evaluations-Workshop kennengelernt. Vida zog zu ihrem Mann nach Deutschland und arbeitet seitdem wei-



▲ Vida Ampomah. »Ich esse bio, gehe spazieren, jogge mit dem Kinderwagen.« Foto: Michael Karthäuser

»Ich habe so genossen, es zu spielen«

African Lady Dandy

Von Viktoria Balon

ter im Büro bei derselben Beratungsfirma wie zuvor.

In Deutschland wurde bald ihre Tochter Yolanda (16) geboren, dann kam Yocelyn (10) und jetzt, wo die Mädchen schon ziemlich groß sind, hat sie noch den Jason bekommen. »Meinen Kindern wollte ich eine ähnliche Erziehung geben wie meine eigene, aber in Deutschland funktioniert das nicht. Ich habe es immerhin geschafft, ihnen Respekt beizubringen. Sie sprechen Englisch, meine ältere Tochter spricht auch Akan. Und sie können kochen.« Vida selbst hat das Kochen erst in Deutschland angefangen, in Afrika hasste sie es: So viel Arbeit und Zeit, alles so kompliziert, angefangen beim Einkaufen. Hier kocht sie gern und mehr deutsch als afrikanisch. Schwarzwälder Torte zum Beispiel, die im Theaterstück *Ein Schwarzwaldabend* den Zuschauern angeboten wurde.

Auf der Freiburger Bühne

»Ich spielte mit meinen Töchtern beim Klamottenkaufen, wir haben Quatsch gemacht, und mir ist die Idee gekommen, eine afrikanische Modenschau zu machen.« Diese Schau hatte großen Erfolg und wurde zum ständigen Programmpunkt beim African Festival in Emmendingen. Dann modellierte Vida exzentrisch und hip zugleich eine bizarre afrikanisch-mongolisch-russische Modenschau im E-Werk. Vida ist ein Kostümkopf. »Zuhause bin ich ganz einfach angezogen, aber wenn ich ausgehe, dann liebe ich es, mich fein zu machen, hohe Absätze zu tragen, gut auszusehen! Das ist afrikanisch: Mindestens einmal die Woche schön auszugehen. Wir

machen uns schön, die Haare cool, wenn wir ins Büro oder in die Kirche gehen. Und im Vauban – meinem Viertel – fühle ich mich mehr relaxt, aber ich vermisse es: Wie man geht, Schritt für Schritt, die

Hüften bewegt, die Hände schaukelt und wie man es genießt... und sei es nur auf dem Weg zur Arbeit.«

Sie sagt es oft: »Ich genieße es...« Im Regen spazieren zu gehen, die Windeln zu wechseln, Babylieder auf der Straße oder im Bus laut auf Englisch, Deutsch oder Akan zu singen: »In Ghana singt der ganze Bus mit...!«

In ihrer nächsten Rolle zeigte Vida, dass gute Manieren sich super mit dem Grotesken kombinieren lassen. Im Theaterprojekt *Hanib Ali ante portas Germany*, von Afrikanern für das Stadttheater geschaffen, wurde sowohl über Fans der afrikanischen Schönheit als auch über Gutmenschen gespottet. Da konnte Frau Ampomah richtig provozieren, kindisch und laut sein. So wurde in einer Szene eine weiße, hilfsbereite deutsche Frau von Afrikanern nach allen Bio-Regeln gekocht. Wieso?, frage ich. »Weil sie weiß war, und die Afrikaner wollten weiß essen!« schreit Vida auf, mit einem kannibalischen Lachen.

Sie hat auch in den beiden Freiburger Filmen afrikanischer Regisseure »*And The Colanut Said No*« und »*Chickens Paradise*« und im Theaterstück *Das ewige Lied* von Samuel Wilsji gespielt. Ihr Lieblingsstück war aber doch der *Schwarzwaldabend* von Luzius Heydrich, das sie zusammen mit Charles Kemajou aus Kamerun und mit ihrer Tochter Yocelyn gespielt hat. Hier provoziert sie auch die afrikanischen Macho-Könige. »Ich sagte mal, mir gefällt die Rolle der Frauen hier besser als in Afrika, wo Männer zu viel Macht haben. Hier helfen Männer viel, auch zu Hause.« Charles war nicht einverstanden: »Ich helfe nur, wenn ich will!« Daraus entstand diese Szene, wo ich antworte: »Nicht nur, wenn du willst. Du musst helfen! Du bist nicht in Afrika, du bist in Deutschland. Hier kann eine Frau sich scheiden lassen und du bezahlst den Unterhalt für sie und die Kinder.« – »Dann arbeite ich nicht!« – »Dann bist du auf der Straße!« Sie lacht arglos: »Er hat verloren. Ich habe es so genossen, das zu spielen.«

Bist du echt so deutsch geworden? »Ich esse bio, gehe spazieren, jogge, mit dem Kinderwagen oder allein. Ich kommuniziere jetzt sogar mehr mit Deutschen als mit Menschen aus Ghana. Was kann ich über Ghana Neues lernen? Aber ich bin Afrikanerin geblieben. Mein Traum ist ein Afrika-Magazin, das Afrikaner, die hier leben, aber auch die Deutschen in Afrika vorstellt. Ich habe das Konzept dem Freiburger Fernsehen schon vor Jahren angeboten, aber sie hatten kein Interesse. Trotzdem, ich gebe nicht auf: Vielleicht hat ja jemand von den Lesern eine Idee?«

►► www.ampomahvida.com

◀ »Das ist afrikanisch: Mindestens einmal die Woche schön auszugehen.« Foto: Maurice Korbel



Eine Stadt für Alle

Stadt Freiburg stellt sich quer

Flüchtlinge werden bei der Wohnungssuche diskriminiert

Von Johanna Wintermantel

Eine Wohnung in Freiburg zu finden ist schwer – für Flüchtlinge aus Flüchtlingswohnheimen fast unmöglich. Ihre Wohnungssuche wird durch verschiedene Bedingungen erschwert: Oft ist ihre Herkunft ein Grund für Ablehnung, aber auch Politik und Verwaltung machen es ihnen schwer bis unmöglich eine Bleibe zu finden.

Es gibt viele Gründe, aus den Freiburger Flüchtlingswohnheimen ausziehen zu wollen: Enge, ungenügende Privatsphäre, Lärm, unzumutbare hygienische und bauliche Verhältnisse, Isolation gegenüber der restlichen Stadt, Konflikte zwischen unfreiwillig zusammengewürfelten Menschen mit traumatischen Fluchtbiographien, der Wunsch nach einem selbstbestimmteren Leben.

Mit den finanziellen Mitteln, die Flüchtlingen laut *Asylbewerberleistungsgesetz* hierzulande zugestanden werden, wären diese Personen bzw. Familien Zielgruppe des sogenannten sozialen Wohnungsbaus. Jedoch wird ihnen ein dauerhafter Aufenthaltsstatus meist versagt, viele von ihnen leben im nervenzehrenden Zustand der Kettenduldung – nur für jeweils maximal ein halbes Jahr wird ihr Visum verlängert. Darauf beruft sich das Amt für Wohnraumversorgung: Menschen mit Duldung kann nicht garantiert werden, langfristig in Freiburg zu bleiben, und genau das ist ein Kriterium für die Erteilung eines Wohnberechtigungsscheins. Und ohne Wohnberechtigungsschein bleibt ihnen selbst ein Platz in der langen Warteliste für Sozialwohnungen versagt.

Im Sommer verklagte eine Bewohnerin des Flüchtlingswohnheims in

der Bissierstraße die Stadt auf einen Wohnberechtigungsschein. Eine Frau, seit acht Jahren in Freiburg geduldet, wollte ihre siebenjährige Tochter kindgerecht aufwachsen lassen. Das Verwaltungsgericht Freiburg gab der Klägerin Recht: Ein Ende ihres Aufenthalts in Freiburg sei nicht abzusehen; damit stehe ihr der Wohnberechtigungsschein zu. Die Stadt Freiburg ging in Berufung und offenbart damit die Kluft zwischen dem flüchtlingsfreundlichen Image, mit dem sie sich gern schmückt, und ihrem tatsächlichen Handeln.

Ihre Argumente für das Berufungsverfahren sind fragwürdig. Die Wohnraumversorgung unterstehe dem Landesgesetz, heißt es vom städtischen Rechtsamt, daher sei in höherer Instanz eine landesweit gültige Klärung anzustreben. Die Stadt stiehlt sich damit aus ihrer

politischen Verantwortung. Sie hätte das Urteil auch akzeptieren, umsetzen und damit einen Wandel der baden-württembergischen Gesetzgebung anstoßen können. Sozialbürgermeister von Kirchbach argumentiert, die Sozialwohnungen seien so knapp, dass er Flüchtlinge nicht »an anderen vorbeiziehen lassen« könne. Damit wird suggeriert, die Flüchtlinge hätten durch ihre bloße Zulassung auf die Warteliste für Sozialwohnungen einen Vorteil gegenüber anderen BewerberInnen. In Wirklichkeit geht es lediglich um eine annähernde Gleichberechtigung. Beizukommen wäre dem Wohnraumproblem dagegen nur durch die Solidarität aller Betroffenen, ob Flüchtlinge oder nicht.

■ Johanna Wintermantel ist engagiert im »Freiburger Forum aktiv gegen Ausgrenzung«.

Blumen statt Beton

Bürgerliches Engagement für den Erhalt der grünen Lunge von Weingarten

Von Sofya Prokudina

Alle kennen die Situation in Freiburg: Es gibt wenige freie Wohnungen. Logisch, dass man glücklich über jeden Neubau ist. Aber in Weingarten ist das ein wenig anders.

Die Geschichte begann an dem Tag, als ein Rahmenplan zur Nachverdichtung in Weingarten-West beschlossen wurde. Bis jetzt wurden 240 Wohnungen im Binzengrün neu gebaut. Sophia Schröder, eine der Aktiven des Arbeitskreis (AK) Pro Blumenwiese, erzählt:

»Diese Grünzone ist sehr zentral in Weingarten-West gelegen, geografisch ist sie die Mitte. Es stehen viele alte, große und auch neu gepflanzte Bäume dort und in der warmen Jahreszeit blühen hier Wiesenblumen farbenfroh.«

Nicht nur Sophia, auch andere Bewohner sind gegen einen Neubau entlang des Grünstreifens. Die Bevölkerung in Weingarten ist sehr interkulturell und den Menschen aus allen Kulturen fehlen Grün, Gärten und ein Bezug zur Erde. Deshalb sind viele Bewohner gegen einen Neubau entlang des Grünstreifens. Dies zeigt uns die

Bürgerbeteiligung im Juli deutlich. Im Vorfeld wurden Jugendliche, Ältere, sonstige Bewohner befragt, was sie an Weingarten schätzen und was verändert werden müsste. Die Ergebnisse der Bürgerbeteiligung wurden am 7. Juli beim Workshop für Bürger vorgestellt: 80% der Befragten sind gegen die Bebauung, wie sie die Stadt plant. Es wurden Vorschläge für Alternativen gemacht. »Mein Freund und ich« erzählt Sophia »können uns dort ein Kultur- und Bildungszentrum für nachhaltiges, autarkes Leben vorstellen.« Die meisten Bewohner wollten die grüne Wiese anstelle von neuen Häusern behalten. »Außen um die Grünfläche sind 60er Jahre Betonbauten, die von vier bis sechzehn Etagen reichen«, so Sophia weiter. »Die Grünfläche lockert die strenge Bebauung auf und ist die grüne Lunge für uns Anwohner.«

Leider wurden die Bewohner nicht von der Stadt gehört. Sie mussten noch aktiver werden. Nachdem die Bewohner von der Abstimmung für eine Bebauung erfuhren, wollten einige dies aktiv verhindern;

so entstand der AK Pro Blumenwiese von Bewohnern und Aktiven des Bürgervereins, des Forum Weingarten 2000 und anderen. Am AK nehmen Menschen verschiedener Herkunft teil. Ziel des AKs ist es in erster Linie, die Bebauung zu verhindern. Sophia Schröder erzählt: »Wir haben ein Picknick auf der Wiese veranstaltet, 1200 Unterschriften gesammelt, diese dem Gemeinderat überreicht und werden am 15. November in Weingarten mit dem Sozial- und dem Baubürgermeister diskutieren.«

Auf meine Frage, was würde Sophia prognostizieren, bekomme ich die Antwort: »Ich denke, dass eine Bebauung sozial unverträglich ist und sich bei den Bürgern nicht durchsetzen wird. Wir brauchen gute Konzepte für ein Weingarten 2050 und später. Wir sollten über unser Handeln für die nächsten fünf Generationen nachdenken und nicht nur bis morgen. Ich bin der Überzeugung, dass wir eine Bebauung an dieser Stelle abwenden müssen und auch können, wenn wir alle zusammenhalten.«

Ich, die Autorin, möchte hinzufügen, dass diese Geschichte ein Beispiel für Demokratie ist. Wenn Menschen etwas selbst in die Hände nehmen und zusammenhalten, dann klappt hoffentlich alles.



◀ Guerilla-Gardening

am Basler Tor Foto: kwasibanane

Schrei! v1.0

Laut Deutlich Jugendfrei

Die Presse spricht meist über Jugendliche und Kinder, lässt sie aber selten selbst zu Wort kommen. Das gilt besonders für Jugendliche und Kinder mit Migrationshintergrund. Deshalb haben wir ihnen diese Sonderausgabe zur Verfügung gestellt.

Der Titel *Schrei!* steht für den Wunsch der Kinder und der Jugendlichen besser gehört zu werden. Sie wollen laut sprechen und wahrgenommen werden. Auf den folgenden Seiten äußern sie sich zu Vorurteilen, Rassismus, Toleranz und Kinderrechten; andererseits erzählen sie, was es für sie heißt, zwischen zwei Kulturen zu leben. Das erfahren wir zum Beispiel von Melissa und Emily in den Artikeln

Zwischen Salamibrot und Taboulé und Zwischen warm und geordnet.

Die Achtklässler der Schönberg-Hauptschule in Freiburg St. Georgen und Schüler des Goethe-Instituts haben mit unseren Redakteurinnen und Redakteuren darüber diskutiert, was Vorurteile sind und warum sie entstehen, welche Vorurteile die Schüler selbst haben und wie man sie bekämpfen kann.

Elena formuliert in ihrem Artikel *Holländer sind alles Kiffer* die provokante These, dass »man Klischees und

Vorurteile in gewissen Maßen braucht, um sie als Schutz zu verwenden«. Und Mario erzählt von der eigenen Erfahrung, welche Vorurteile über die Deutschen im Ausland kursieren.

Weiterhin lesen Sie, was Kinderrechte sind und welche noch fehlen, und zwar aus der Perspektive der Kinder der lateinamerikanischen Freiburger Schule *Nuestra América*. Sie haben unter der Leitung der Kunstlehrerin und Künstlerin Carmen Luna das Thema bearbeitet und ihre Meinung in Texten und Bildern zum Ausdruck gebracht.

In einer Ausgabe, die den Titel *Schrei!* trägt, darf der Klang der Musik nicht fehlen. Wir bedanken uns bei der Rap-Band Qult aus Freiburg dafür, dass sie uns einen ihrer Songtexte zur Verfügung gestellt hat: *Gegen den Strom*. In ihren Worten wird der schrille Laut des Schreies tatsächlich zum Protest. Wir wünschen, dass er Resonanz findet!

Ihre Redaktion





Wie tolerant sind die Freiburger?

Sprachschüler des Goethe-Instituts Freiburg berichten über ihre Abenteuer in der Bächle-Stadt

Sechs junge Menschen sprechen über Freiburg, Toleranz, Rassismus, Interkulturelles – hier und in ihren Heimatländern: Andrés aus Bolivien (19 Jahre, zum ersten Mal in Freiburg), Daniel aus Kolumbien (22, seit drei Monaten in Freiburg), Eva aus Slowenien (18, seit einem Monat in Freiburg), Laura aus der italienischen Schweiz (25, seit drei Monaten in Freiburg), Justine aus Frankreich (18, kommt aus dem Elsass und war schon als Kind öfters in Deutschland), Buse aus der Türkei (22, aber drei Monaten in Freiburg, aber schon zum zweiten Mal).

Wie tolerant sind die Freiburger und die Deutschen? Wie ist es, wenn man mit einem Akzent spricht? Wird man als Ausländer hier anders behandelt?

Daniel: Als ich in Deutschland angekommen bin, konnte ich kaum Deutsch sprechen. Ich habe eine Currywurst und Pommes bestellt, und sofort hat man Englisch mit mir gesprochen, ich weiß nicht, ob das Ungeduld war, oder Höflichkeit. Ich glaube, es hängt von der Person ab. – Als ich an meinem ersten Tag in Deutschland eine Sim-Karte fürs Handy kaufen wollte – der Verkäufer konnte kein Englisch, und ich kein Deutsch – da hat er immer nur deutsch gesprochen und ich wusste gar nicht, was er mir erzählt hat, ich habe immer nur „ja, jaja“ gesagt, ich glaube, er war ungeduldig, aber ich habe eine Sim-Karte bekommen.

Laura: Ich hatte nicht das Gefühl, wegen meines Akzents anders behandelt zu werden oder ausgegrenzt zu werden. Es hängt immer davon ab, wem man begegnet. Ich mag es nicht, einfach zu sagen, die Deutschen sind so oder so, es gibt immer wirklich nette Leute, ich habe einige davon kennengelernt, und es gibt immer Leute, die nicht sehr höflich sind, aber die gibt es in der ganzen Welt, denke ich. – Was ich lustig fand: Hier im Goethe-Institut haben einige Mitschüler gesagt, sie dachten, dass Schweizer ein bisschen kälter sind als ich, dass sie ein bisschen langweilig sind oder so, und da habe ich gesagt, naja, wir müssen ja nicht alle gleich sein! Das fand ich komisch!

Andrés: In der Schweiz habe ich es erlebt, dass jemand laut wurde, weil ich ihn nicht verstanden habe... Ich glaube, er war verärgert, weil ich ein Ausländer war und sein Schweizerdeutsch nicht verstanden habe.

Eva: Wir sind zusammen hier in Freiburg in einen Club gegangen, mit einem Freund, der aus Afrika kommt. Und da wurde zu ihm an der Tür gesagt, nein, du bist schwarz, du kannst hier nicht rein. Das ist zweimal passiert! Aber der Türsteher war kein Deutscher, eher aus dem Balkan. Ich weiß nicht, ob der Türsteher oder der Club das entscheidet. Aber es ist zweimal passiert.

Justine: Ich habe gemerkt, dass die Jugendlichen in Deutschland gut Fremdsprachen können, vor allem Englisch. Bei uns in Frankreich ist das nicht so. Vielleicht ist es so, weil Deutsch und Englisch ein bisschen ähnlicher sind als Französisch und Englisch. Aber deutsche Jugendliche können oft auch Französisch sprechen.

Buse: Die Reaktionen, wenn ich in Deutschland mit Akzent spreche, sind meistens sehr gut, aber nicht, wenn ich sage, dass ich aus der Türkei komme...

Die Deutschen sind immer sehr höflich, aber wenn sie meinen türkischen Pass sehen, zum Beispiel hier auf dem Bürgeramt, dann sprechen sie sehr schnell und helfen nicht mehr, und manche benehmen sie sich dann sogar sehr böse. – Manche Deutschen fragen mich: Bist du wirklich türkisch? Und wenn ich sage, ja, meine Eltern und die Großeltern sind türkisch, dann sagen sie: Bist du wirklich sicher? Vielleicht kommt ein Teil deiner Familie aus Griechenland oder aus Polen oder so...?! Das ist echt komisch! Aber sonst habe ich nichts Schlechtes erlebt.

Wie sieht es mit Toleranz, Rassismus, Vorurteilen in eurem Heimatland aus?

Laura: Ich habe davon gehört, dass Deutsche in der deutschsprachigen Schweiz nicht so gut behandelt werden... Auch in meiner Heimat, in der italienischsprachigen Schweiz, gibt es viele Italiener, die zum Arbeiten kommen. Die Löhne sind besser, sie können gleichzeitig weiter in Italien wohnen, und auch in der italienischsprachigen Schweiz gibt es eine Partei, die sehr dagegen ist. – Sie sind auch gegen Ausländer, die von weiter weg kommen. Die Leute dieser Partei sind ziemliche Rassisten... Ich glaube, alle kennen diese Werbung, die es in der Schweiz gab, von dieser Partei, es waren lauter weiße Schafe, und ein schwarzes Schaf, es war sehr rassistisch, und das schwarze Schaf war ein Außenseiter, und hatte dunkle Hautfarbe... Aber das ist nicht nur in der Schweiz so, ich denke, in ganz Europa gibt es jetzt rassistische Parteien und Gruppen – aber es gibt auch viele Leute, die nicht so sind!

Andrés: In meiner Heimat Bolivien sind die Leute toleranter gegenüber Ausländern, glaube ich. Einfach weil man fast überall in Südamerika Spanisch spricht, und die Leute ähnlich aussehen. Es gibt nicht so viele Unterschiede. Man merkt nur ein bisschen den Akzent, aber das ist nicht so ein Problem.

Daniel: Das liegt auch daran, dass nach Südamerika nicht so viele Leute kommen, um dort zu arbeiten. Viele kommen nur als Touristen. Erst jetzt wegen der Krise in Europa kommen auch mehr Leute zum Arbeiten.

Eva: Wenn in Slowenien ein Ausländer Slowenisch spricht, antworten die Leute meistens auf Englisch. Das ist mir in Deutschland nicht passiert. Ich weiß nicht, warum das in Slowenien so ist, vielleicht wollen sie auch nur, dass er sich nicht so anstrengen muss. Oder weil sie manchmal gerne Englisch sprechen. – Früher gab es Rassismus in Slowenien gegen Russen, aber jetzt kommen viele Leute zum Urlaub, und man hat sich ein bisschen daran gewöhnt, dass Ausländer kommen.

Justine: Früher war es schon so, glaube ich, in der Vergangenheit, dass sich Deutsche und Franzosen nicht mochten, wegen der Erinnerung an den Krieg, die Eltern meiner Großeltern oder so... Aber jetzt nicht mehr. Die Grenzen sind geöffnet, da gibt es keine Probleme... Und in den Dörfern in Deutschland nahe der Grenze leben auch Franzosen.

Buse: Ich habe in Istanbul studiert, es gibt viele Ausländer an der Uni. Viele kommen aus Polen, der Ukraine, aber auch aus Brasilien oder Deutschland. – Ich glaube nicht, dass es dort Rassismus gibt. Man versucht, zu helfen mit der Sprache, oder wenn jemand einen Ort nicht findet. Ich habe selber im Erasmus-Büro in Istanbul gearbeitet, dort bekommt jeder ausländische Student einen türkischen Studenten an die Seite, um ihm zu helfen, für die Aufenthaltsgenehmigung oder solche offiziellen Sachen.

■ Gesprächsführung Alexander Sancho-Rauschel. Vielen Dank ans Goethe-Institut Freiburg, das die Begegnung ermöglicht hat, und an die Sprachlehrerin Sabine Schacht.



Foto: Susanti Dewi



Foto: kwasibanane



▲ Pausensport in der Schönberg-Hauptschule. Foto: Alexander Sancho-Rauschel



▲ Good boy or Emo? Foto: kwasibanane

Reden mit Emos?

»Man sollte sich nicht anpassen...!«

Unsere Redaktion war zu Gast in der achten Klasse der Schönberg-Hauptschule in Freiburg-St. Georgen, um gemeinsam mit den Schülern über Vorurteile, Rassismus und Toleranz zu sprechen.

»Ich bin stolz, ein Südländer zu sein. Südländer sind schön braun und fahren dicke Autos«, sagt Madzid. – »Aber die Mafia und die bösen Leute in Frankfurt fahren auch dicke Karren«, widerspricht Jusuf. – »Es hat nichts mit Coolheit zu tun, woher man kommt. Es ist ein Vorurteil, auch gegen den Anderen«, meint Lucia.

Bei der weiteren Debatte wird klar, dass einige Jugendliche in der Klasse gegen irgendeine Nationalität Vorurteile haben, manchmal »weil sie die Atombombe erfunden haben« oder »weil man schlechte Bekanntschaften gemacht hat«, manchmal, weil diese Anderen »Rassisten sind«.

Als Ursprung der Vorurteile zwischen den Nationalitäten gilt für die meisten Schüler der Krieg. Wenn zwei oder mehrere Nationalitäten sich bekämpft haben, dann bleibt unter Umständen über mehrere Generationen hinweg eine Feindseligkeit bestehen, was

zu Hass und zu gegenseitigen Vorurteilen führen kann. Als Beispiel wird die Spannung zwischen Israelis und Palästinensern genannt, aber auch der Kosovo-Krieg.

»Ich habe was gegen Serben«, sagt Madzid. »Mein Vater hat den Krieg erlebt. Er hat mir nie was darüber erzählt, aber trotzdem.« Beim Weiterfragen lässt sich jedoch feststellen, dass er nur einen einzigen Serben persönlich kennt – und dass gerade dieser einer seiner besten Freunde ist. Nun meint er: »Ich mag Serben nicht und teilweise mag ich sie doch, aber nicht als Gruppe.« Was also bedeutet: Wenn die Gruppe in den Hintergrund tritt, dann kann der Einzelne zum Vorschein kommen, und zwar als Individuum.

Einige Schülerinnen sind allerdings grundsätzlich anderer Meinung: »Ich finde es unnötig, andere Menschen zu hassen« – »Die Menschen sind alle gleich.« – »Ich habe gegen niemanden etwas, und es geht auch vielen anderen Jugendlichen so«, meint Giulia. – »Rassisten«, findet Felix, »sollte man ignorieren!«

Obwohl eigentlich alle finden, dass die Menschen letztlich alle gleich sind, scheinen aber auch sie manche Außenseiter unter ihren Gleichaltrigen nicht zu mögen und Vorurteile ihnen gegenüber zu haben. Die Klasse einigt sich schnell gegen die sogenannten Emos. Dabei handelt es sich um Anhänger einer jugendkulturellen Szene, die als Subgenre zum Hardcore/Punk gehört, sich allerdings durch die starke Betonung von Gefühlen wie Verzweiflung und Trauer (vor allem, aber nicht nur in der Musik) charakterisiert. Emos werden nicht gemocht, weil sie schwarz angezogen

sind, also weil sie äußerlich anders als die Anderen aussehen, oder weil sie als eine Art Punks gelten – und Punks können einen »erschrecken« und auch bedrohlich wirken.

Darauf stellt sich die Frage: »Was würdest Du machen, wenn Du in einer Klasse von Emos wärst, wenn also Du der Außenseiter/die Außenseiterin wärst?« – »Dann tröste ich sie und sage, es ist nicht so schlimm, du kannst zum Arzt gehen oder so was«, spaßt Kenan.

Während die Jungen auf einen Gesprächsversuch mit den Emos verzichten würden, würden einige Mädchen versuchen, ins Gespräch mit ihnen zu kommen. Denn »man sollte mit den Anderen reden und auch sie tolerieren« – »Auf jeden Fall würde ich mich nicht zum Emo machen«, sagt Jannik, »selbst wenn ich dann immer allein bin.«

Es gilt fast für alle: Man sollte sich nicht anpassen, sondern man selbst bleiben. Viele haben auch selbst mal eine Situation erlebt, in der sie der Außenseiter waren oder beleidigt wurden, weil sie anders waren. »Mich haben Jungs einmal beleidigt, weil ich Fußball gespielt habe, und alle anderen Jungs waren«, erzählt Lucia.

Als Migranten fühlen sich die Jugendlichen aber überhaupt nicht als Außenseiter. »Wir sind doch die Mehrheit!« – »Wir sind hier die Mehrheit, weil wir auf der Hauptschule sind! Im Gymnasium gibt es nicht so viele Ausländer«, wirft Bogdan ein. – Und das ist kein Vorurteil, es ist echt so, einigen sich die Schüler.

■ Für das Gespräch bedanken wir uns bei den Schülerinnen und Schülern der achten Klasse der Schönberg-Hauptschule in Freiburg-St. Georgen und bei Konrektor Lukas Beck. Die Namen sind auf Wunsch der Schüler erfunden.

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

»Im Seepark habe ich viele Kinder zusammen mit Alten gesehen, und die alten Leute machen so viel Sport...! In der Türkei sitzen die alten Leute zuhause und machen nichts und essen dauernd. Und hier habe ich gesehen, dass Siebzigjährige oder Achtzigjährige joggen oder mit dem Fahrrad unterwegs sind. Sie joggen sogar schneller als ich, das war schon ein bisschen komisch.«

Buse aus der Türkei

»Am Anfang fand ich die Deutschen ein bisschen kalt irgendwie... Wenn ich in ein Geschäft kam und etwas fragen wollte, hatte ich das Gefühl, dass sie mit mir anders sprechen als mit Deutschen, wenn sie meinen Akzent hören. Ich habe mich etwas ausgegrenzt gefühlt. Aber jetzt glaube ich eher, dass sie ernst und klar sein wollen, so dass ich sie verstehe. Wegen der vielen Dialekte ist es manchmal schwierig, und deshalb kann man natürlich kurze, klare Sätze einfacher verstehen. – In Bolivien haben wir nicht so viele Fahrräder... Es ist ein bisschen schwierig für mich, über eine Straße zu laufen, weil ich das nicht gewöhnt bin, man muss immer aufpassen. Ich hatte noch keinen Unfall, zum Glück, aber mich haben schon viele Deutsche ein bisschen angebrüllt... – Aber sonst ist es eine schöne Stadt. Und wenn ich in Freiburg wohnen würde, würde ich natürlich auch ein Fahrrad haben, selbstverständlich!«

Andrés aus Bolivien

■ Erlebt von Sprachschülern des Goethe-Instituts Freiburg

Impressum Schrei!

Ausgabe vom 21. 12. 2012 | Auflage: 108.000
 Koordination: Radio Dreyeckland | Projektleitung: Alexander Sancho-Rauschel, Barbara Peron | Autoren dieser Ausgabe: Elena Crijnen, Emily Campos Sindermann, Melissa Rahmani, Mario Hanner, Victoria Dinova und SchülerInnen von drei Freiburger Schulen | Layout: kwasibanane | Kontakt: inzeitung@googlemail.com

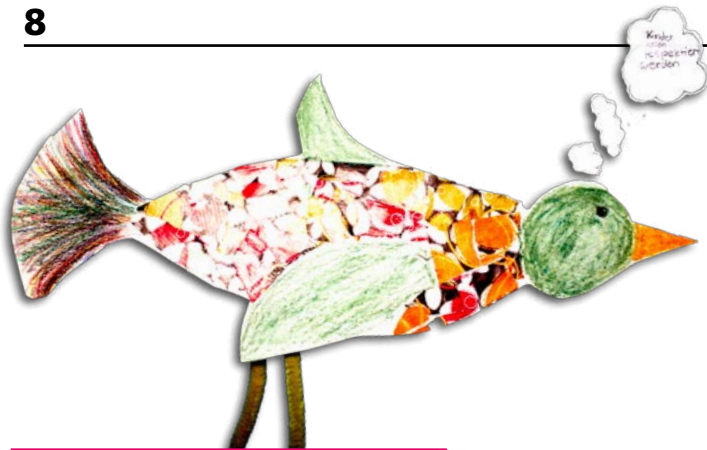
Unterstützt vom



Gefördert im Rahmen des Bundesprogramms TOLERANZ FÖRDERN – KOMPETENZ STÄRKEN:



Foto: kwasibanane



Dein Recht im Überblick

Am 20. November 1989 verabschiedete die Generalversammlung der Vereinten Nationen die UN-Konvention über die Rechte des Kindes. Alle Personen unter 18 Jahren werden als Kinder definiert und es wird bekräftigt, dass allen Kindern alle Menschenrechte zustehen. Insgesamt beinhaltet die Konvention 54 Kinderrechtsartikel. Hier sind einige der wichtigsten Rechte zusammengefasst:

Alle Kinder haben die gleichen Rechte! Es spielt keine Rolle, aus welchem Land sie stammen, welche Hautfarbe sie haben, welchem Glauben sie angehören, welche Sprache sie sprechen, ob sie ein Mädchen oder ein Junge sind, ob sie zu einer Minderheit gehören, ob sie arm oder reich aufwachsen.

Alle Kinder haben Rechte

Wir haben darüber geredet, welche Rechte wir Kinder haben. Wir finden, dass das Recht auf Leben das Wichtigste ist. Wir haben auch gedacht, dass wir nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten haben. Außerdem haben wir einen schönen Vogel gemalt, und jeder hat einen Wunsch für die Kinder der Welt darauf geschrieben. Es ist wichtig, dass Kinder ihre Rechte kennen. Wir haben alles für den Schrei! aufgeschrieben und die Vögel gebastelt.

Ich finde, dass alle Kinder zur Schule gehen sollen. Sonst kriegt man keinen Job und deswegen kein Geld, um sich Essen zu kaufen.

Das alle Kinder in die Schule gehen müssen, wird nicht eingehalten. Manche Kinder müssen auf dem Feld arbeiten, statt in die Schule zu gehen. Und wenn sie auf dem Feld arbeiten, können sie nicht in der Schule etwas lernen.

Das Recht, eine Familie zu haben, finde ich auch sehr wichtig. Sonst hätte man kein Haus und nichts zum Essen.

Wenn du das Recht hast, in die Schule zu gehen, dann solltest du die Hausaufgaben für die Schule machen. Wenn du das Recht hast, Essen zu kriegen, solltest du nicht dein Essen wegwerfen.

■ Elija, 9 Jahre

Für mich ist frei zu sein ein sehr wichtiges Recht. Auch wichtig ist, dass die Kinder entscheiden können, dass sie sagen können, was sie denken, und Freunde haben, um zu spielen.

Ich finde, Kinder sollen andere Länder kennenlernen. Es ist interessant, wie andere Menschen auf der Welt leben. Aber dieses Recht wird nicht immer eingehalten.

Man darf keine Person schlecht behandeln, nicht innerlich und auch nicht äußerlich, weil das einen Mensch verletzen kann.

■ Dylan, 11 Jahre



Recht auf gesunde Ernährung und medizinische Versorgung



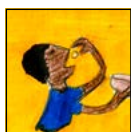
Recht auf Bildung



Recht auf freie Meinung



Recht auf eine Familie und ein sicheres Zuhause



Recht darauf, nicht in Armut aufwachsen zu müssen und finanziell abgesichert zu sein zu werden



Das Recht, zur Schule zu gehen, ist für mich wichtig, weil Kinder davon träumen, Sänger oder Polizist oder so etwas zu werden, dafür brauchen sie eine Ausbildung.

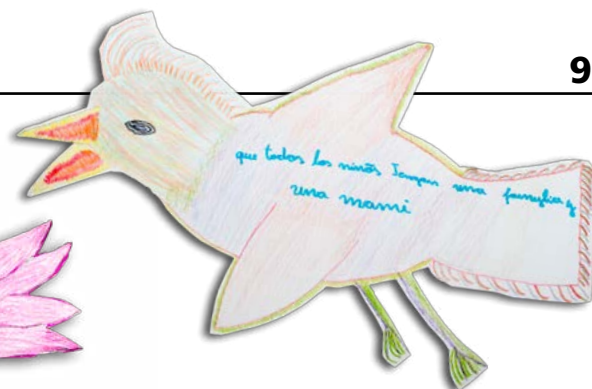
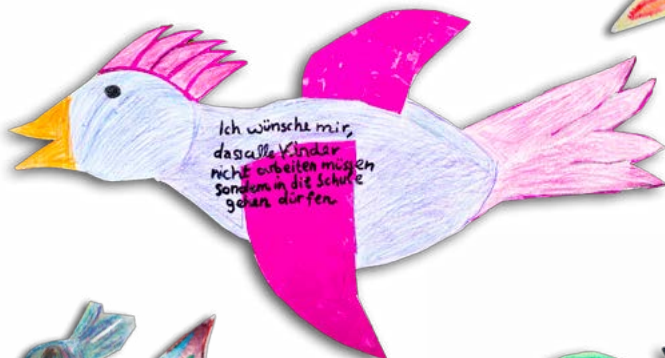
Auch wichtig sind:

Das Recht zu leben. Man wird nicht geboren, um getötet zu werden. Das Recht, eine Familie zu haben, weil man alles besitzen kann, aber ohne Familie ist das Leben nicht normal.

Das Recht, dass man als Kind nicht arbeiten muss, wird nicht eingehalten. Kinder können dann nichts lernen und haben keine Freizeit. Man darf die Kinder nicht zur Arbeit zwingen. Man darf jemandem nicht die Familie oder Freunde wegnehmen. Man darf Kinder nicht zum Militär schicken.

Behandle die anderen so, wie du selbst behandelt werden willst.

■ Sandra, 10 Jahre



Wir haben viele Rechte: Das Recht, Essen und Trinken zu haben, das Recht, Kleidung zu haben, das Recht, Schuhe zu haben, das Recht, Freizeit zu haben. Dass man eine Familie hat. Das Recht, Sport zu treiben, weil die Kinder nicht immer das Recht auf Freizeit haben.

Wir haben das Recht zu leben und nicht einfach von Leuten, die sich dann stark fühlen, ermordet zu werden. Dieses Recht wird nicht immer eingehalten.

■ Lucia, 9 Jahre

Ich finde, dass ein wichtiges Jugendrecht ist, dass die Meinung von Kindern und Jugendlichen genauso beachtet werden sollte wie die von Erwachsenen, Gleichberechtigung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen. Da oft bei Diskussionen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen das Argument der Erwachsenen kommt, dass sie doch schon volljährig seien und deswegen das Recht auf das haben, worüber man gerade diskutiert, und man selbst aber nicht.

Klar sollten Eltern ihre Erziehungspflicht nicht vernachlässigen, aber auch ab und an eine Ausnahme machen. Zum Beispiel wenn ein Film kommt, den man immer schon mal sehen wollte, man aber am nächsten Tag Schule hat und früh ins Bett soll, kann man auch mal eine Ausnahme machen und einen den ganzen Film sehen lassen.

■ Felix, 13 Jahre

Gleichberechtigung ist für mich besonders wichtig. Alle sollen gleich behandelt werden, egal welche Nationalität, und alle sollen die gleichen Rechte haben.

In der Schule hält man sich nicht immer an Gleichberechtigung. Eine aus unserer Klasse mag niemand. Alle schließen sie aus und beleidigen sie. Sie läuft immer allein auf dem Pausenhof rum.

Es ist wichtig, andere Länder zu besuchen, um andere Sitten und Kulturen kennenzulernen. Wenn Kinder keinen Ausweis haben oder kein Geld, um sich ein Flugticket zu kaufen, können sie andere Länder nicht besuchen.

Unsere Rechte sind unsere Pflichten. Zum Beispiel das Recht, nicht getötet zu werden.

■ Majka, 13 Jahre

■ Erarbeitet von der Gruppe »Niños Escritores« der lateinamerikanischen Schule Nuestra América: Elija Textor-Falconi (9 Jahre), Lucia Rodríguez Eiholz (9), Sandra Preißler (10), Dylan Melo (11), Majka (13), Yonah Mamani Bath (12), Francisca Wolf (8), Melina Cevallos Glückler (11), Felix García Minderlein (13), unter der Leitung von Carmen Luna



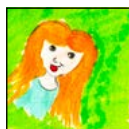
Recht darauf, verstanden, ernst genommen, wertgeschätzt, ermutigt und respektiert zu werden



Recht auf Schutz vor Ausbeutung und Gewalt



Recht auf Betreuung bei Behinderung



Recht auf Leben



Recht auf Spiel und Freizeit



Recht auf Schutz im Krieg und auf der Flucht



Nuestra América

Die lateinamerikanische Schule »Nuestra América« bietet Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, die spanische Sprache und die lateinamerikanische Kultur zu vertiefen. Der Unterricht findet einmal pro Woche in vier Klassenstufen statt.

■ Emil-Thoma-Grundschule, Schützenallee 33. Straßenbahn Linie 1 Richtung Littenweiler, donnerstags 16 – 17:30 Uhr

►► Koordinatorin: Mariela Figueredo: maryfido@hotmail.com

►► Mehr Infos: www.nuestraamerica.de



Holländer sind alles Kiffer



▲ Street Art aus Cadaqués, Katalonien

Foto: kwasibanane

»Hey, ich komme aus Amsterdam!«

Von Elena Crijnen

Jeder kennt sie, jeder hat sie – Vorurteile und Klischees. Ich habe mich mal intensiver mit ihnen befasst und in meinem Freundeskreis und der Familie rumgefragt, was sie so für Vorurteile haben und wie sie dazu stehen.

Niemand wollte mir so richtig Vorurteile nennen, die sie selber haben, nur welche, die man so kennt... Zum Beispiel, dass Türken sich nicht integrieren wollen und schlechtes Deutsch sprechen, dass Holländer alles Kiffer sind und sie überall hin mit ihren Wohnwagen auf Reisen gehen, dass Polen klauen und Amerikaner fett sind. Die Liste könnte man noch ewig weiterführen...

Aber stimmen diese Klischees? Irigendwoher müssen sie doch kommen!

Ich stamme aus den Niederlanden und wohne seit sechs Jahren in Deutschland. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Holländer, der aber jetzt mit seiner neuen Frau und Tochter in Spanien lebt.

Ich habe also gezwungenermaßen viel mit Klischees zu tun. Spanier belächeln die Deutschen immer und sagen, dass sie so spießig wären – sie sind immer pünktlich, korrekt, ernähren sich von Bioprodukten und gehen früh schlafen.

Das ist auch der Grund, warum ich, wenn ich im Ausland bin, immer sage, dass ich Holländerin bin.

Ich meine, mal ehrlich – was kommt cooler? »Hey, ich komme aus Freiburg, das ist eine Stadt in Deutschland!« oder »Hey, ich komme aus Amsterdam!« Also bitte!

Manche Kinder in Holland haben mich früher gefragt, ob ich ein Nazi sei, weil ich deutsch bin. Natürlich meinten sie das irgendwie im Spaß, aber trotzdem ist das doch was dran, weil unsere Geschichte eben den Eindruck vermittelt.

Dabei ist Deutschland sehr demokratisch und eines der sozialsten Länder weltweit! In Holland gibt es statistisch viel mehr Menschen, die rechts denken, als in Deutschland. Es wird auch jedes Jahr wieder der *Queensday* gefeiert, also der Geburtstag der Königin. An dem Tag ist ganz Holland in Orange getunkt, und sogar die vielen Touristen, die extra anreisen, um

diesen Tag mitfeiern zu können, haben eine holländische Fahne auf der Backe.

Stellt euch mal vor, sowas würde man in Deutschland machen! Holländer können sowas machen und man würde nie das Klischee in die Welt setzen, dass Holländer Nazis sind.

Trotzdem fühle ich mich nicht abgeneigt von Klischees. Man braucht in gewissen Maßen Klischees und Vorurteile, um sie als Schutz zu verwenden. Ich finde, man sollte offener zugeben, was für Vorurteile man hat und sie dann ausdiskutieren und vor allem offen sein, neue Erfahrungen zu sammeln.

Das Problem bei Vorurteilen ist meiner Meinung nach, dass je öfter man sie hört, umso wahrer werden sie. Zum Beispiel wurde immer schon gesagt, dass Mädchen in naturwissenschaftlichen Fächern schlecht sind und TADAAA!!! – die meisten Mädchen sind schlecht in Mathe.

Man sollte Klischees mehr als Spaß und kleine Neckerei sehen, als sich angegriffen zu fühlen.

Es liegt in unserer Hand, die Vorurteile zu ändern. Also, meine deutschen Freunde – kommt nächstes mal zu spät zu eurer Verabredung, wenn ihr nicht mit den Klischees leben könnt!

■ Elena Crijnen ist Schülerin in der 11. Klasse der Waldorfschule und arbeitet in der Jugendredaktion von Radio Dreyeckland.

Ah, ein Deutscher

Interkulturelle Taxigespräche

Von Mario Hanner

Nach durchschnittlich 2 Minuten 30 Sekunden werde ich in einem bolivianischen Taxi nach meiner Herkunft gefragt. Ich antworte, dass ich aus Deutschland komme. Ein freudiger Ausruf des Taxifahrers folgt: »Ah, ein Deutscher!«

Im Folgenden versuche ich zu erklären, dass ich zwar aus Deutschland sei, ich aber keinen besonderen Wert darauf lege, ein Deutscher zu sein. Bevor ich meine politischen Ausführungen abschließen kann, werde ich von dem Taxifahrer unterbrochen und auf die Band *Rammstein* angesprochen. Das Thema ist wenig ergiebig. Der Taxifahrer redet jetzt über Autos. Wie gerne er doch einen BMW aus Deutschland hätte. Der Hitler, der Fußball und die Bundeskanzlerin werden inhaltlich noch tangiert, dann kommt es zum wichtigsten Thema.

Der Taxifahrer würde gerne mal für eine Weile nach Deutschland kommen, um zu arbeiten. In Deutschland – das kann ich ihm bestätigen – verdient man schließlich besser. Einfach mal für ein paar Jahre nach Deutschland gehen, arbeiten und als gemachter Mensch nach Bolivien zurückkommen.

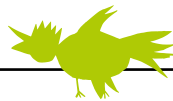
Das hört sich nach einem Plan an. Ich werde gefragt, ob ich nicht bei den Visa-Formalitäten helfen könne. Ich erzähle wie kompliziert es ist ein Visum für Deutschland zu bekommen. Eine Menge Geld muss vorgewiesen werden, Deutschkenntnisse müssen vorhanden sein. Ich erzähle ihm nicht, dass es einem bolivianischen Taxifahrer niemals möglich sein wird nach Deutschland zu reisen. Schuld hat die rassistische Einwanderungspolitik Deutschlands. Die westliche Welt ist reich und will ihren Reichtum nicht teilen. Als Staatsbürger der Bundesrepublik Deutschland hingegen kann ich ohne größere Probleme in fast jedes Land dieser Erde einreisen.

Ein bolivianischer Taxifahrer ist immer männlich. Eine Frau hinter dem Steuer ist in Bolivien äußerst selten und wird in der Regel belächelt. Eine taxifahrende Frau in Bolivien wäre aus Sicht der katholisch geprägten Gesellschaft ein absolutes Unding. Der bolivianische Taxifahrer fährt einen Toyota Corolla aus den 90er Jahren. Ein solches Auto kostet in Bolivien ungefähr 6000 US-Dollar und ist verglichen mit dem Einkommen sehr teuer. Das Taxi ist eine Art Geldanlage. Ein Taxifahrer verdient in Bolivien am Tag zwischen 80 und 160 Bolivianos (9–18 Euro), ein Hilfsarbeiter verdient, wenn er Glück hat, 50 Bolivianos am Tag.

Viele Taxifahrer arbeiten unter der Woche in einem anderen Beruf. Ein Taxifahrer war Bäcker und fuhr nur am Wochenende, ein anderer war bei der Polizei und fuhr immer dann, wenn er keine Schicht hatte. Ein dritter war der Direktor einer staatlichen Schule und arbeitete nach der Schule als Taxifahrer. Ein Taxifahrer stellte mir einmal seinen Sohn vor. Ich fragte den Jungen, was er denn mal werden wolle; der Vater antwortete an seiner statt: Taxifahrer.

■ Mario Hanner ist 20 Jahre alt. Er lebt in Freiburg und arbeitete ein Jahr als Freiwilliger in einem sozialen Projekt in Bolivien mit.





Zwischen Salamibrot und Taboulé

Zerrissen

Von Melissa Rahmani

Das Leben zwischen zwei Kulturen scheint eine große Bereicherung zu sein, die einen kosmopolitisch, weltoffen und modern erscheinen lässt. Doch es kann auch eine große Last sein. Oft lassen sich diese zwei Kulturen einfach nicht vereinbaren, daraus wird ein Leben dazwischen, da sich diese Kulturen widersprechen. Zum Beispiel ein Aufwachsen mit muslimischen Eltern in einem christlichen Land wie Deutschland. Eine Eingliederung in die Gesellschaft ist natürlich erwünscht, doch wie kann man das schaffen ohne den elterlichen Werten zu widersprechen?!

In Deutschland ist es trotz immenser Hürden immer noch einfacher als in Ländern wie Frankreich, wo beispielsweise ein Verbot für Kopftücher in Schulen existiert.

Doch das gibt nicht viel Trost, wenn die Klassenkameraden in der Pause ihr saftiges Salamibrot auspacken und du stehst da mit deinem Taboulé. Oder wenn du den ganzen Tag in der Schule sitzt, alle anderen essen und du darfst nicht, weil Ramadan ist. Wie macht man das den anderen klar, dass das alles einfach zu einem gehört, bzw. wie macht man den eigenen Eltern klar, dass man nicht an allen Teilen ihrer Kultur teilhaben will oder kann?

Das Problem ist, dass man weder seine Familie noch sein anderes Umfeld enttäuschen will. Wenn die Freunde und die Klassenkameraden beispielsweise alle *westlich* angezogen sind und deine Eltern sich wünschen, dass du dich traditionell bzw. nicht so *freizügig* kleidest. Natürlich willst du kein Außenseiter sein, doch in unserer Gesellschaft ist es nun mal so, dass *andere* erst mal kritischer beäugt werden als *normal* gekleidete. Die Zwickmühle, in der man steckt, scheint unlösbar und der einzige Weg das Problem zu lösen, scheint die Spaltung der Identität, abhängig von dem sozialen Umfeld, in dem man sich gerade befindet.

Man will es eben allen Recht machen. Kann etwas, das sich anhört wie eine Geisteskrankheit, eine legitime Lösung für so ein Problem sein? Auch wenn es sich Besorgnis erregend anhört: anscheinend schon.

Viele Jugendliche machen das so, weil sie glauben, keine Wahl zu haben.

In diesem jungen Alter ist man oft noch nicht bereit solch große Konflikte auszutragen. Man will sich nicht gegen seine Eltern oder gegen das soziale Umfeld stellen und weiß vielleicht auch noch nicht, in welchem Kulturkreis man leben will.

Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht, jedoch nicht so intensiv wie andere. Mein Vater stammt aus einem muslimischen Land und wollte daher schon immer, dass seine Kinder auch so aufwachsen. Meine Eltern sind schon geschieden seit ich klein bin und so sah

ich ihn nur am Wochenende. Wenn ich mit meinen Geschwistern bei ihm war, aßen wir natürlich kein Schweinefleisch und machten, als ob es unser natürlicher Alltag wäre, obwohl wir eigentlich ganz anders lebten als er. Wir hatten einfach zu große Angst ihn zu verlieren und waren außerdem nicht bereit für Konflikte.

Ich frage mich, ob es überhaupt anders geht in so jungen Jahren. Man soll ja beide Kulturen kennen lernen, doch wie lebt man in dieser *Zwischenzeit* zwischen der Entscheidung für eine Kultur? Oder muss man das gar nicht? Kann man einfach dazwischen leben und sich trotzdem seiner kulturellen Identität sicher sein?

Natürlich hat das Aufwachsen zwischen zwei Kulturen nicht nur Schattenseiten. Man schaut über den Tellerrand hinaus, wächst oft bilingual auf und hebt sich von der Masse ab. Meine Sicht darauf ist auch positiv, jedoch sollte man es von beiden Seiten sehen und generell mehr Verständnis haben.

Wäre unsere Gesellschaft toleranter und offener für Neues, ohne in Stereotypen zu verfallen, gäbe es das Problem so sicher nicht.

■ Melissa Rahmani ist Schülerin in der 11. Klasse und arbeitet in der Jugendredaktion von Radio Dreyeckland.

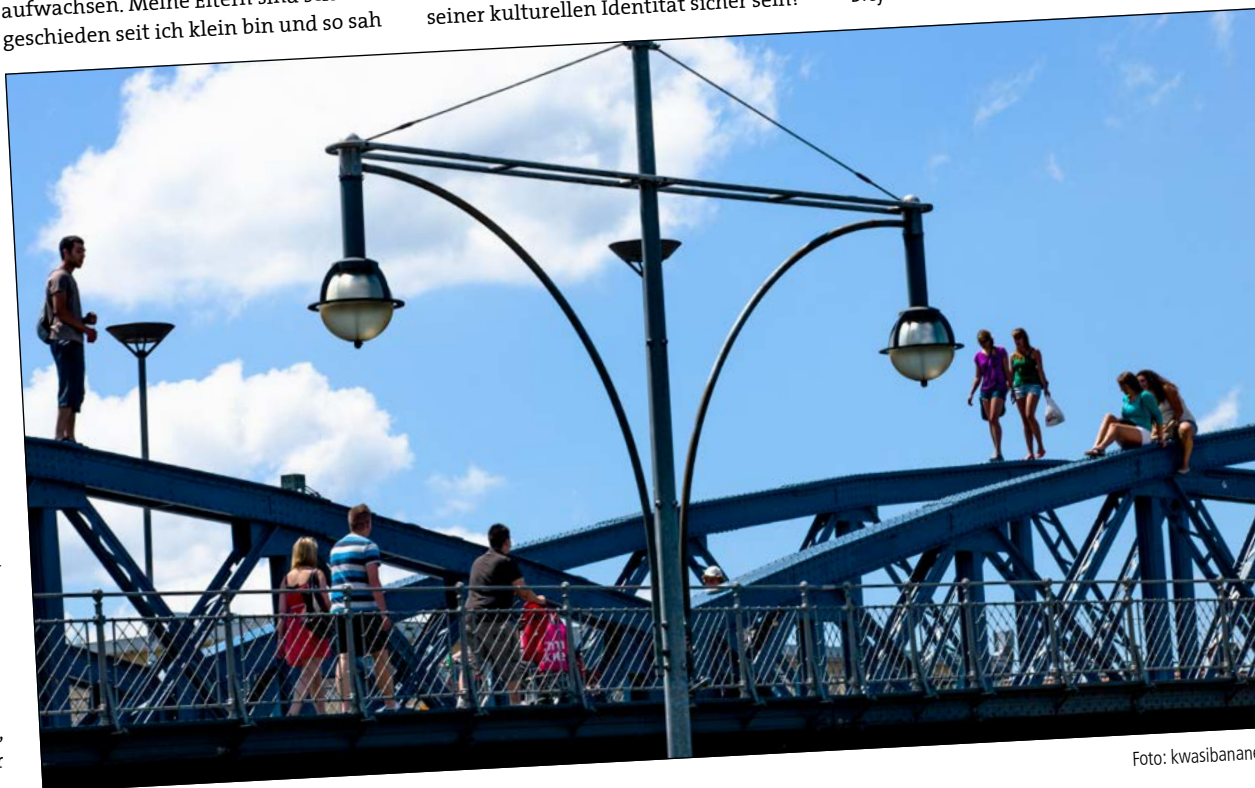


Foto: kwasibanane

▲ Kosmopolitische Akrobatik

Zwischen warm und geordnet

Nicht jeder kann von sich selbst sagen, zwei Heimaten zu besitzen

Von Emily Campos Sindermann

Wenn man sich die positiven Eigenschaften verschiedener Kulturen aussuchen könnte – welche würden das wohl sein? Der Humor der Engländer, die Romantik der Franzosen, die Disziplin der Chinesen, die Lebensfreude der Brasilianer oder vielleicht die Gründlichkeit der Deutschen?

Zwischen zwei verschiedenen Kulturen aufzuwachsen, kann seine Nachteile haben, doch ich habe gemerkt, dass das auch ein Vorteil sein

kann. Nicht jeder kann von sich selbst sagen, zwei Nationalitäten und Heimaten zu besitzen.

Ich zum Beispiel bin zwischen zwei Kulturen groß geworden, die unterschiedlicher nicht sein könnten: der deutschen und der brasilianischen. Auf der einen Seite das Warme, Freudige, Spontane und auf der anderen Seite das etwas Zurückgezogene, Geordnete und Geplante.

Jedes Jahr fliege ich nach Brasilien und spüre, beim Landen in Rio de Janeiro und beim Zurückkommen nach Frankfurt, wie diese zwei Welten in mir zusammenleben.

Doch muss man sich dann auch für eine der Seiten entscheiden? Natürlich kann man sich, wenn einem von klein auf beide Kulturen und Sprachen nahegebracht wurden, später einer der beiden näher fühlen, oder sich vielleicht sogar ganz für eine entscheiden. Aber ich finde, man kann sich auch einfach einen Platz in der Mitte suchen und ein für sich selbst passendes Gleichgewicht finden.

■ Emily Campos Sindermann ist 15 Jahre alt und wohnt in Freiburg.



Von Victoria Dinova

Ich habe mich während meines Lebens in Deutschland immer wieder damit beschäftigt, wie wichtig die Muttersprache unserer jeweiligen Herkunftsländer für uns ist; sollen wir sie behalten oder sogar weitergeben?

Meine Freundin Regina hat mir vorgeschlagen, nur noch deutsch zu reden. Sie denkt, dass man dadurch richtig deutsch werden kann. Ich weiß, dass viele Jugendliche mit Migrationshintergrund auch so denken wie Regina. Die Mitschüler, mit denen ich vor kurzem geredet habe, bestätigten mir diese Meinung: »Wir leben in Deutschland und heute ist Deutsch unsere Muttersprache. Alle anderen Sprachen sind in Deutschland unnötig.« Viele von denen reden Deutsch zu Hause, obwohl sie auch ihre eigene Herkunftssprache kennen.

Am Anfang habe auch ich gedacht, dass es so richtig ist. Ich war jedes Mal froh, wenn mir ein Kompliment gemacht wurde wegen meiner Deutschkenntnisse. Aber für mich selber fand ich es traurig, die Worte zu vergessen, mit denen ich meine ganze Kindheit verbracht habe.

Die Worte der Kindheit

Sollte man tatsächlich die Sprache der eigenen Mutter vergessen?

Ich habe auch gemerkt, dass meine Muttersprache mich nicht dabei stört, deutsche Regeln anzunehmen. Manchmal hat es mir sogar geholfen. Heute bin ich stolz, dass ich sie kann. Das hilft mir sehr in meinem Beruf. Unsere Kunden freuen sich, wenn sie mit den Begriffen, die sie wieder erkennen, beraten werden.

Ich habe Jugendliche getroffen, die ihre eigene Sprache mögen; sie wollen sie nicht vergessen und teilen sie gerne mit anderen. Ein Freund von mir, Vadym, kann super Deutsch reden, aber er hat seinen russischen Akzent extra behalten, um sich von anderen zu unterscheiden, trotzdem ist er sehr erfolgreich im Leben. Er sagt: »Ich bin stolz auf meine Muttersprache. Ich finde noch eine zusätzliche Sprache zu haben ist intelligent, ich möchte sie nie vergessen und an meine zukünftigen Kinder weitergeben.«

Einige Menschen denken, dass die Worte der eigenen Herkunft vergessen werden sollten, wenn man in ein anderes Land umzieht, andere denken wiederum anders. Die Muttersprache sollte behalten und auch weitergeleitet werden an die nächste Generation. Welche Meinung ist jetzt richtig? Meine Meinung ist: Die Menschen, die ihre eigene Muttersprache verleugnen, können die deutsche Sprache nicht richtig fühlen! Zum Beispiel: Aus meiner Sprache übersetzt, auf Russisch, bedeutet Muttersprache *Heimatsprache*.

Wenn die Heimat gewechselt wird, dann wird auch die Sprache gewechselt. In der deutschen Sprache ist die Muttersprache die Sprache der eigenen Mutter. Kann man tatsächlich die Sprache seiner eigenen Mutter nicht kennen beziehungsweise nicht lernen? Was denkt ihr?

■ Victoria Dinova ist 20 Jahre alt und in Ausbildung zur Kauffrau

Gegen den Strom

Ich habe lange genug nach euren Regeln gelebt
Und musste feststellen, dass sich dadurch wenig bewegt.
Viele wollen was reißen, aber stehen sich im Weg
Durch falsche Mentalität, werden ihre Wesen geprägt.

Ich bin ein Dreckskind – 4 Life – und scheiße auf die Vorschrift.
Kann auf den Kult vertrauen, weil hier keiner sein Wort bricht.
Stehe hinter mir selbst und will nicht heuchlerisch sein,
Früher war ich unzufrieden, doch bin mit mir heute im Reinen.

Es leuchtet mir ein, dass es wenige zu schätzen wissen,
Wenn man Träumer lebt, ich habe mein Leben dem Rap gewidmet.
Bin somit die besten Schritte für mich selber gegangen,
Kein Bock mich einzugliedern in dieser Welt voller Zwang.

Mich packt selten die Angst, denn ich habe einen eisernen Willen.
Weiß wie es wirklich ist, ihr schiebt nur weiter einen Film.
Ich mache bald meine Mill' und wenn nicht habe ich trotzdem Spaß gehabt
Und bin der Rapper der mit Qult Revolution auf der Straße macht!

Niemand außer mir selbst kann mir Befehle erteilen.
Ich schwimme gegen den Strom, gegen den Strom!
Denn ich tu was ich will und ihr seht mich als Feind.
Ich schwimme gegen den Strom, gegen den Strom!

Ich gebe 'nen Scheiß, dieses Leben ist mein's,
Sie sehen es nicht ein und wahren ewig den Schein.
Niemand außer mir selbst kann mir Befehle erteilen.
Ich schwimme gegen den Strom, gegen den Strom!

Alle sagen, ich soll endlich was Vernünftiges machen.
Aber wir leben in einer Welt in der täglich Wünsche zerplatzen.
Sie wollen das große Geld, geben es aus und füllen sich die Taschen.
Trotzdem sieht man in den Gesichtern nur ein künstliches Lachen.
Ich will künftig was schaffen und bleib' mir treu auf meinem Weg.
Vielleicht gehe ich morgen drauf, doch habe heute was bewegt!
Meinen Leuten was gegeben, meine Botschaft verbreitet.
Denn du merkst schnell, du kannst nur so was erreichen.
Wenn sie mich um Kohle beschissen sage ich: »~~Wah~~ das System!«

Fasse es in Songs zusammen, denn das ist was ich leb'.
Es ist ein Geben und Nehmen, jeder kriegt, was er sät.
Ich bin schon am Gehen, während du dir noch deinen nächsten Schritt überlegst.

■ Songtext Joscha Tritschler von der Rapband Qult aus Freiburg und Berlin

Von deinen Liedern so begeistert

Ein Spaziergang von Wallstraße und Marienstraße bis zum Marina-Zwetajewa-Weg

Von Svetlana Boltovskaja

Auf dem Weg von der Wallstraße zum Schwabentor gibt es eine unauffällige Gedenktafel am Haus 10. Die knappe Aufschrift auf Deutsch und Russisch teilt mit, dass hier die russische Dichterin Marina Zwetajewa 1904–1905 wohnte.

Vielen Freiburgern leider unbekannt, gehört Zwetajewa (1892–1941) zu den bedeutendsten und beliebtesten russischen Dichtern im 20. Jahrhundert. Dies lockt viele russische und internationale Poesieliebhaber und Touristen nach Freiburg. Keine Unbekannte ist Zwetajewa auch für europäische Leser. Allein die Universitätsbibliothek hat fast 300 Bücher von und über Marina Zwetajewa auf Russisch, Deutsch und Englisch. Und am 8. Oktober dieses Jahres feierte man den 120. Geburtstag der Dichterin.

Ihr Vater, Iwan Zwetajew, Professor der Kunstgeschichte, gründete das Puschkina-Museum in Moskau. Ihre Mutter Maria Meyn war eine Konzertpianistin mit deutschen und polnischen Vorfahren. Marina schrieb in ihrem Tagebuch: »Von meiner Mutter erbte ich Musik, Romantik und Deutschland.«

1902 erkrankte Maria Meyn an Tuberkulose. Die Familie reiste durch Westeuropa, um durch Klimawechsel ihre Krankheit zu mildern. »Den letzten glücklichen Sommer« verbrachten Marina und ihre zwei Jahre jüngere Schwester Anastasia zusammen mit den Eltern im Schwarzwald, im gemütlichen Hotel »Zum Engel« im Dorf Langackeren.

1904 zogen Maria und ihre Töchter nach Freiburg. Im Haus in der Wallstraße, heute ein Kindergarten, befand sich damals eine Pension der

Schwwestern Brink. Der Tagesablauf war streng geregelt: Aufstehen um 6:30 Uhr, Unterricht bis 13 Uhr, Spaziergänge auf Schlossberg und Lorettberg bis 16 Uhr, Hausaufgaben »in absolutem Schweigen« bis 19 Uhr und Schlafengehen um 21 Uhr. Nur neue Freundschaften und der Unterricht machten Spaß, vor allem Geografie und Geschichte, wenn Marina und Anastasia – ganz wie heutige Schulkinder – durch Freiburgs Innenstadt liefen.

Die Mutter mietete ein kleines Dachzimmer um die Ecke, in der Marienstraße 2. Anastasia, später auch Schriftstellerin, erinnerte sich: »Mamas Zimmer, in dem wir zusammen mit ihr viele glückliche Stunden verbrachten, war lang, mit einem Fenster am Ende. Ein Bett, hinter ihm ein Tischchen, auf dem der russische Tee kochte, ein Klavier, das ausgeliehen wurde, hinter ihm ein Sofa. Darauf schiefen wir nacheinander die Nacht von Samstag auf Sonntag – für uns zwei gab es dort nicht genug Platz. Hier waren wir jeden Tag bei unserer Mutter. Wir machten Hausaufgaben schnell, den Rest der Zeit genossen wir die Nähe der Mutter. Sie war die unsere. Es gab keine Streite, keine Missverständnisse mit der Mutter. Blutsverwandtschaft. Es waren Liebe und Glück. Mamas Dachkammer mit dem Fenster auf grüne Flusstäler, unsere Gespräche über Zukunft, Erinnerungen an Nervi, Moskau, Tarussa, Lausanne, Langackeren, das abendliche Teetrinken, Mamas Klavierspiel, Abenddämmerungen auf dem Sofa – zu dritt, wie Freundinnen... Was für ein Kontrast war es mit der Wallstraße 10, wovon wir für drei Stunden entrannen und wohin wir zurückkehren mussten!«

Im Februar verschlechterte sich Marias Zustand, sie musste dringend in ein Sanatorium nach St. Blasien.

Marina und Anastasia blieben den Winter über in der Wallstraße und folgten ihrer geliebten Mutter erst

am Ende des Schuljahrs. Trotz der strengen und lieblosen Pensionsatmosphäre weinten sie am Tag ihres Abschieds von Freiburg. Nur die Schwestern Brink konnten endlich aufatmen: »Diese Russen brachten uns den revolutionären Geist ihres Landes mit!«

1906 starb Maria Meyn. 1910 druckte Marina Zwetajewa ihr erstes Gedichtbuch »Das Abendalbum« und wurde damit bekannt. 1914, nach Ausbruch des 1. Weltkriegs, schrieb Zwetajewa ein Gedicht, in dem sie ihre Liebe der antideutschen Stimmung in Russland entgegenstellte: »Deutschland, du bist meine Versuchung! Deutschland, du bist meine Liebe!« Natürlich erinnerte sie sich dabei auch an die Stadt ihrer Kindheit:

»Von deinen Liedern so begeistert – Ich höre nicht den Leutnantsspor, Da mir ist heilig der Heilige Georg In Freiburg, am Schwabentor.«

Seit 1986 veranstalten Fans der Dichterin ein Lagerfeuer in Tarussa, einer Kleinstadt bei Moskau. Inzwischen werden Zwetajewas Lagerfeuer jährlich an immer mehr Orten in Russland, Amerika, Europa und sogar Australien gefeiert. Am 7. Oktober 2012 fand in Lörrach das bereits 13. Festival Zwetajewas Lagerfeuer in Süddeutschland statt. Seine Organisatorin Lilia Vogelsang sagt: »Es ist erfreulich, dass sich eine Gruppe von Gleichgesinnten gebildet hat, die weiß, dass der erste Oktobersonntag unser Fest ist, an dem wir uns alle versammeln.« Und die Freiburgerin Larisa von Treyden besinnt sich: »Kann man Zwetajewa Russlanddeutsche nennen? Wahrscheinlich nein, weil sie während der Rehabilitation und Gorbatschows Perestrojka nicht mehr gelebt hat, als diese Bezeichnung sich etablierte.« Trotzdem spielt sie für viele Russlanddeutsche

aus Freiburg, die das Fest besuchen, eine identitätsstiftende Rolle. Und obwohl ausländische Namen im Freiburger Straßenverzeichnis eher eine Ausnahme sind, erinnert der Marina-Zwetajewa-Weg im Rieselfeld an die Dichterin.

►► Mehr zu Zwetajewas Lagerfeuer:
www.m-tsvetaeva.org,
www.loerrach.ru/node/7261



▲ Die Zwetajewa-Schwwestern

Foto aus dem Familienarchiv



► Das Haus Marienstraße 2.

Hier verbrachte Marina Zwetajewa glückliche Stunden
Foto: kwasibanane

InTipps

Fachforum Interkultur

Interkulturelle Kunst und Kultur, mit den Schwerpunktthemen Tanz und Darstellende Kunst, Migrationsgeschichte und Diversity Management sind die Themen des »Fachforum Interkultur«, zu dem das Kulturamt der Stadt Freiburg alle Kulturschaffenden, die in den gewählten Themenbereichen tätig sind bzw. sich dafür interessieren einlädt. Das genaue Programm und Anmeldeöglichkeiten erscheinen Anfang Dezember.

■ Fr. 25. und Sa. 26. 1. 2013 im Bürgerhaus Seepark. Kulturamt: 0761 201 2112, ►► www.freiburg.de/kulturamt

KulturForum Freiburg

Das Internetportal versucht die Fülle der interkulturellen Aktivitäten zu ordnen und übersichtlich darzustellen.

►► www.kulturforum-freiburg.de



Arabische Erzählkunst

Zwei Filme vom tunesischen Filmemacher und Autor Nacer Khemir »Scheherazade – Geschichte einer Nacht« und »Bab'aziz – Der Tanz des Windes« präsentieren die arabische Erzählkunst im kommunalen Kino. Das episodisch verflochtene Erzählen im »Bab'Aziz« steht ganz in der arabischen narrativen Tradition: Aus einer Geschichte entwickelt sich eine andere, und aus dieser eine weitere und so fort, wobei ihre Vielzahl für die unterschiedlichen Wege stehen, die zur Erkenntnis führen. Nacer Khemirs Film »Scheherazade« ist das Dokument eines Erzählabends in Tunis – ein Genuss des Lauschens und Eintauchens in die verästelten Erzählungen der Scheherazade.

■ 22.–29. 12. 2012, Alter Wiehrebahnhof, Urachstr. 40, Freiburg, ►► Genaue Termine: www.koki-freiburg.de

Best Of Cinebrasil

In Zusammenarbeit mit dem Deutsch-Brasilianischen Kulturverein Dona Flor werden die besten Filme des Festivals Cinebrasil gezeigt: »Kapitäne des Sandes – Capitães Da Areia«, eine gelungene Adaption des Romans von Jorge Amado, in Szene gesetzt von seiner Enkelin Cecília Amado und »Der Clown – O Palhaço«, der preisgekrönte Film von Seltan Mello, beide aus dem Jahr 2011.

■ 26.–29. 12. 2012, Alter Wiehrebahnhof, Urachstr. 40, Freiburg, ►► Genaue Termine: www.koki-freiburg.de

Kinderkunst im Auftrag

Von Olena Lytvynenko

Auch Kinderkunst wird gesammelt. Doch Werke der Kinder stehen in einem noch gänzlich unklaren Verhältnis zur Gesellschaft.

Kinderkunstsammlungen unterscheiden sich in Zweck, Inhalt und Intention von den herkömmlichen Sammlungen. Es gehört mittlerweile schon zur Normalität, das Kindliche dem Authentischen gleichzustellen sowie die Werke der Kinder mit anderen symbolischen Klischees aufzuladen.

Das international ausgerichtete Sammeln der Kinderkunst an solchen namhaften Orten wie im *Kinderkunst*

Museum in Oslo und im *Kinder-Kunst-Museum-Berlin* ist auffallend. Hier herrscht nicht das Interesse vor, mehrere Werke ein- und desselben Kindes oder konstanter Gruppen von Kindern zu sammeln, sondern es sollen Werke einer breit gefächerten Gruppe von Kindern vieler Kulturen gezeigt werden.

Der Ursprung dieser Betrachtungsweise liegt in der Wahrnehmung von Kinderkunst in Anlehnung an die Darstellung von Kunst der Naturvölker. In der ersten Ausstellung von Kinderkunst in der Geschichte im Jahr 1889 versuchte ihr Organisator Karl Götze Objekte aus möglichst vielen Ländern zu sammeln. Am Ende des 20. Jahrhunderts ist die Situation keine andere. Es scheint eine Frage des Prestiges zu sein, Multikulturalität mittels der *Kinderkunst* zu präsentieren.

Sowohl das *Kinder Kunst Museum in Oslo*, als auch das *Kinder-Kunst-Museum Berlin* instrumentalisieren gerne Kinderkunst für humanitäre Zwecke. Kinderkunst verkörpert hier das Image der karitativen Tätigkeit und der dahinter stehenden Strukturen; viele kennen diese Art von Bildern auf Grußkarten beispielsweise der UNICEF, die Arbeiten aus diesen Kinderkunstsammlungen zur Grundlage haben.

Zahlreiche Ausstellungen, deren Fokus lediglich auf bestimmte Themen wie Multikulturalität oder sozialen Problemen liegt, werden organisiert; darauf haben die Kinder keinerlei Einfluss. Es gibt keine direkte Auseinandersetzung mit dem Einfluss des kulturellen Erbes auf die Werke, ihre Besonderheiten und die Qualität dieser Kunst von Kindern.

So wird Kinderkunst als Mittel der Kommunikation genutzt, ihre Authentizität wird überhaupt nicht in Frage gestellt. Doch inwieweit ist Kinderkunst, die *im Auftrag* und im Interesse von Erwachsenen produziert wurde, noch authentisch? Darf und soll sich Kinderkunst nicht endlich von den Vorstellungen der Erwachsenen über die *Unschuld ihrer Augen* befreien?

Aus der Verpflichtung den Kindern gegenüber fair zu sein, ist es wichtig diese Frage zu beantworten: Wollen die Erwachsenen tatsächlich mehr über Kinder und deren eigene Kunst wissen oder verspüren sie nur den Bedarf nach Instrumentalisierung, die erwachsene Probleme und Bedürfnisse bedient?

■ Olena Lytvynenko ist Kunst- und Kulturwissenschaftlerin und lebt in Freiburg

Sie blickt durch ihr Küchenfenster: das Rotkehlchen sitzt wieder mal auf der Fensterbank und schaut sie ohne ein Zeichen der Scham mit schief gelegtem Kopf an. Es kommt ihr ziemlich merkwürdig vor, dass in dieser unerträglichen Hitze der Vogel den Platz nicht verlässt. Zumal sie in der letzten Zeit ständig Ratten überall sieht und noch an das Szenario von heute Morgen denkt, als ihr Freund mit dem Bodenschrubber eine riesige Ratte auf der Terrasse unter der Palme zerquetschte. Die Ratte versuchte zu entkommen, hartnäckig, doch vergebens. Auch dort saß der Vogel auf der gleichen Stelle und tat so als ob er nichts merkte. Ratte und Rotkehlchen, dieses Duo hatte etwas Absurdes an sich.

Hat denn der Vogel kein Angst vor Ratten? Sie schon... Ratten vermehren sich in der Stadt, weil überall Müll in Bergen liegt. Und sie werden immer größer und größer. Die Müllmänner streiken in regelmäßigen Abständen. Oft wochenlang. Im Fernsehen wird

nur von der Wirtschaftskrise, Sparpaketen und deutscher Beihilfe gesprochen. Manchmal hört sie auch davon, dass sich Typhus in der Stadt ausbreitet. Wie besessen putzt sie mittlerweile das Haus mit Chlorwasser. Für

so leicht fälschen, sonst hätten die Jungs das längst hibekommen. Wie die Führer- und Fahrscheine. Chlor, mehr Chlor zur Sicherheit bitte! Ohne Geld behandelt in solchen Notzeiten ein griechischer Arzt sicher nieman-

Eine Sommerstunde in Athen

von Manana Baramidze

Hände, Toilette und Küchenflächen hat sie zusätzliche Desinfektionsmittel besorgt. Man darf nicht krank werden in einem Land, wo man sich illegal aufhält. Es wäre momentan schlimmer, als von der Polizei mit gefälschten Pässen erwischt zu werden. Ihr Freund erzählt, dass die Bullen keine Lust mehr haben, jemanden wegen so etwas in den Knast zu stecken. Der griechische Staat kann sich solche zusätzlichen Ausgaben gerade nicht mehr leisten. Aber krank zu werden ist etwas anderes. Krankenversicherungen lassen sich anscheinend nicht

den. Lieber tötet man geduldig Ratten und desinfiziert alles gründlich, als an Typhus zu erkranken.

Jetzt zwitschert das Rotkehlchen etwas. Wie die Oma bekreuzigt sie sich dreimal und sagt auf georgisch »Chito kargi ambavi« – »Eine gute Nachricht, Vogel«. Nicht, dass sie so abergläubisch wäre wie ihre selige Oma, aber sie hat trotzdem Angst vor Rotkehlchen, die ihr etwas berichten. Vor allem dieses Athener Rotkehlchen, das so unverschämte glotzt. Wer zum Teufel weiß, was es so bei einem melden will. Schließlich holt es sein

Essen aus den gleichen Müllbergen, in denen die auch Ratten rumgraben. Wenn sie so daran denkt, hat sie das Bedürfnis, ihre Schlappen auszuziehen und sie auf den Vogel zu werfen. Sie zündet sich eine Zigarette an, zieht sich die Schlappen aus und prompt ist das Rotkehlchen weg. »Nabozvari chiti!« schreit sie und lacht über sich selbst. Das bedeutet so viel, wie ein Vogel, der eine »Hure im Ruhestand« ist. Trotzdem wirft sie den Schlappen Richtung Fensterbank, nimmt die Fernbedienung in die Hand und wirft sich aufs Bett. Was für ein Segen dieser Flachbildschirm ist, den sie seit ein paar Wochen haben. Eines Nachts haben die Jungs irgendeine Spielothek leer gefegt. Vier Stück solcher gigantischer Glotzen haben sie mitgenommen... wenigstens hat sie auch etwas davon.

Fünfeinzig-Uhr-Nachrichten, die Busfahrer streiken jetzt auch... sie schaltet um. Eine Reisesendung erzählt von der Schönheit der griechischen Inseln, vom unvergleichlichen Geschmack der dortigen Oliven und der unvergesslichen Klängen des Sirtakis. Ob dort auch die Müllberge wachsen? Sich die Ratten vermehren und keine Busse fahren? – Davon erfährt man nichts. Ob die beschueerten Rotkehlchen einem dort auch auf den Keks gehen? Auch darüber schweigt die Reisesendung.

■ Manana Baramidze ist Kulturwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin. Sie lebt seit 2002 in Freiburg und schreibt gerade über die Dekonstruktion der traditionellen Familien- und Geschlechterstrukturen in Georgien infolge der illegalen Migrationen.

◀ **Folgen der Kapitalismuskrisis:** Mehr als 20.000 Menschen leben in Athen auf der Straße (im Hintergrund offene Kochstellen). Foto: kwasibanane





Foto: kwasibanane

Winterfeste in Europa

Nikolaus, Ded Moroz und Befana

Von Cristina L.

Am 30. November ist es so weit: Die Serie der Winterfeste beginnt – bunt und fröhlich.

Erst wird *St. Andreas* gefeiert, in Osteuropa. Es ist die Nacht der Hexen und Vampire und an den Türen duftet es nach Knoblauch. Weizen wird in Tellern gesät und wenn er an Silvester schön groß ist, dann wird es im nächsten Jahr eine gute Ernte geben.

Am 6. Dezember kommt der *Nikolaus*, der Bischof von Myra, der Geschenke oder auch eine Rute in den Schuhen lässt. Die ursprüngliche Geschichte handelt von drei armen Schwestern, denen er mit goldenen Münzen eine Mitgift sicherte.

Im Norden findet das *Luciafest* am 13. Dezember statt. *Crăciun*, *Weihnachten*, *Natale*, *Noël*, *Jul*, *Christugenna*, *Christmas*, *Navidad*, *Rojdestvo* wird in Westeuropa immer am 25. Dezember gefeiert. In manchen osteuropäischen Ländern jedoch wird die Geburt Jesu erst am 7. Januar begangen. Gregorianischer oder julianischer Kalender – egal. Die Freude ist dieselbe.

Der Weihnachtsbaum und die Krippe werden geschmückt. Es duftet nach *Stollen*, *Lebkuchen*, *Panettone*, *Cozonac*, *Bûche de Noël*. Die Kinder warten brav auf den guten alten Mann mit dem roten Mantel und dem weißen Bart. Er

heißt *Weihnachtsmann*, *Moş Crăciun*, *Père Noël*, *Ded Moroz*, *Ag. Vassili*, *Jul-tomten*, *Santa Claus* oder *Babbo Natale*. Immer lässt er Geschenke unter dem Baum. In vielen Ländern werden zwölf Gerichte zu Tisch gebracht.

In den östlichen Ländern gehen die Kinder in den Dörfern mit einem Stern aus Papier von Haus zu Haus und singen Weihnachtslieder oder sie tanzen als Ziege, Bär oder ähnliches verkleidet. Damit sollen die bösen Geister verjagt werden. Dafür bekommen sie Obst, Nüsse und Süßigkeiten. Schweine werden geschlachtet und das Fleisch wird in Leckereien verarbeitet: Würste, Kohlrouladen, Sülze. Es wird gefeiert, gesungen und gebetet. Denn immer bleibt es der Tag, an dem der Überlieferung nach Jesus in die Welt kam. Überall ertönen Weihnachtslieder: *O, ce veste minunată, Tu scendi dalle stelle*, *Stille Nacht*, *White Christmas*, *Kolyadka*...

Am 31. Dezember endet das Jahr. Das neue Jahr wird mit Freude, gedeckten Tischen und Frieden empfangen. Und es fliegen die Korken von den Sektflaschen.

Am 1. Januar gehen in Osteuropa in den Dörfern die Kinder von Tür zu Tür: Es werden Glück, langes Leben und eine gute Ernte herbeigesungen. Dazu gehört die *Sorcova* (ein mit bunten Papierblumen geschmückter Stock), das *Pluguşorul* (Pfluglied mit Instrumenten,

Weihnachten nähert sich, eingehüllt in seine besondere Fröhlichkeit. Am städtischen Himmel glitzert die bunte Mischung der Beleuchtung, lässt das Licht auf die Leute, die durch die Straßen schlendern, wie Konfetti hinunterrieseln. Tannennadeln, steif, tiefgrün, übersät mit wohlklingendem, gemütlich stimmendem Krimkrams – greifbare Hoffnung, Glück und optische Befriedigung. Die Luft ist aromati-

wenn einem eine Zuflucht mit warm lächelnden Gesichtern und erfreuten Umarmungen offensteht; es nervt, wenn man sich dazu gezwungen sieht, mutterseelenallein die Tage totschiagen zu müssen.

Was gibt's noch? Ach ja, das Thema Schenken. Neben der Krippe werden Geschenke aus den schönen Papieren ausgewickelt, was den Kindern Freudengeschrei entlockt, während die Erwachse-

Der Tag, an dem der Heilige geboren wurde

Ein Essay von Lin Jun

siert mit Glühwein und gebrannten Mandeln; verschwenderisch geben die Leute das Geld in Kaufhäusern aus, ohne mit der Wimper zu zucken, feierlich und zeremoniell wechseln die Geldscheine den Inhaber und die Wangen glühen fast beschämt bei so viel Euphorie und Nächstenliebe.

Ich bin Chinesin. Auf Chinesisch heißt Weihnachten »*Sheng Dan Jie*«, ins Deutsche übersetzt: »*Der Tag, an dem der Heilige geboren wurde*«.

Ich erinnere mich an einen Chinesen, der sich einmal kritisch über diesen Namen »*Sheng Dan Jie*« äußerte. »*Dieser Heilige ist doch einer aus dem Westen, wir Chinesen haben unseren Heiligen, nämlich den Konfuzius, wir sollten lieber den Geburtstag von Konfuzius feiern und dieses Weihnachten in »Jesus Geburtstag« umtaufen.*«

So viel zu meinem ersten Eindruck von Weihnachten: der Geburtstag eines westlichen Heiligen.

Hier sehe ich nun zu, wie das Religiöse immer mehr abblättert und Weihnachten sich zu einem Familienfest verwandelt und für die Arbeitsmenschen zur arbeitsfreien Periode. Es verheißt viel Schönes,

nen sich ein bisschen wie Statisten vorkommen.

Meines Erachtens ist das wohl deshalb so, weil das private Eigentum im Westen auch innerhalb der Familienangehörigen klar unterschieden wird. Immer, wenn ich hier so etwas höre wie: »*Mein Opa hat mir ein Bonbon geschenkt*« (irgendeine Werbung für eine Süßigkeit, glaube ich), werde ich kurz sprachlos. Denn für mein chinesisches Ohr ist das Verhältnis so ungewöhnlich distanziert: Mein Opa »gibt« mir etwas, er »schenkt« es mir nicht, nur ein Fremder schenkt mir etwas; und, wenn mir mein Opa etwas schenkt, dann geht es garantiert um eine Wohnung, ein Auto oder sonstige Güter, deren Werte sicher die Marke von – sagen wir – 10.000 Yuan übersteigen.

Das alles hindert Chinas junge Generation nicht daran, den Abend ausgiebig zu feiern. Sie stülpen rote, spitze Mützen auf die Köpfe, verkleiden sich und strömen in Diskotheken oder Bars. Weihnachten oder Halloween oder Silvester – Hauptsache: Party, happy! Da ist nichts mit weihnachtlicher Besinnung und Ruhe...

die Tiergeräusche erzeugen). Dazu werden kleine geschmückte Tannen getragen und Weizen gesät. In Spanien werden zwölf Weintrauben in zwölf Sekunden gegessen. In Deutschland wird Blei gegossen, um damit die Zukunft zu lesen. *La multi ani*, *Bonne Année*, *Happy New Year*, *C Nowim Godem*, *Buon anno nuovo*, *Feliz año nuevo*, *Kali chronial*

Am 6. Januar feiern die Christen die *Epiphania* (Taufe Jesu) oder die *Heiligen Drei Könige*. In Italien kommt die *Hexe Befana* mit kleinen Geschenken für die Kinder oder mit schwarzen Kohlen (wenn sie nicht brav waren).

Osteuropäer weihen das Wasser der Flüsse, der Teiche und des Meeres.

Frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr!



Impressum

Herausgeber: Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Redaktion: Mónica Alarcón, Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sheila Susanti Dewi, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süßbier

Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat: Alexander Sancho-Rauschel

Kontakt zur Redaktion: **InZeitung**, Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg, inzeitung@googlemail.com

Spendenkonto: Stadtkasse Freiburg, Konto 2010012, Sparkasse Freiburg, BLZ 680 501 01, Buchungszeichen 1.0030.110 000, Stichwort »**InZeitung**«

Die **InZeitung** erscheint vierteljährlich als Beilage zum Amtsblatt Freiburg und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt.

Ausgabe vom 21. 12. 2012

Auflage: 108.000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Abonnement

Mit einem Abonnement können Sie die **InZeitung** unterstützen oder sie beziehen, wenn Sie nicht in Freiburg wohnen. Sie erhalten dann jede Ausgabe mit der Post. Das Abo kostet 10 € pro Jahr. Anfragen an inzeitung@googlemail.com

Bigoli in Salsa

So kocht Venedig

Von Barbara Peron

Venedig wurde 452 gegründet. Als die Hunnen unter Attila nach Italien zogen, flohen die gallo-romanisierten Bewohner vieler Städte Norditaliens auf die Insel der Lagune, um ihr Leben zu retten. 697 wurde unter der Regentschaft der Dogen die Republik aufgerufen. Von nun an entwickelte sich Venedig zu einem der wichtigsten Handelszentren des Mittelmeerraumes und zu einer kulturellen internationalen Stadt.

Zahlreiche ausländische Händler aus Nordeuropa und dem Mittelmeerraum ließen sich in der Stadt nieder und trugen dazu bei, die Gebräuche der Stadt so vielfältig zu prägen und zu gestalten, wie sie bis heute sind. Das gilt auch für die Küche. So findet man in der traditionellen Venetianischen Küche sowohl die Gewürze und die Trockenfrüchte des Ostens als auch u. a. den Milchreis des Nordens, allerdings in einer salzigen Version!

Meine Kindheit und Jugend sind wesentlich durch diese Aromen geprägt. Sowohl meine Mutter als auch meine Großmutter, die stolze Venezianerinnen waren, legten viel Wert darauf, Traditionen zu bewahren. So ist der Heiligabend für mich unmittelbar mit dem Geschmack der *Bigoli** in *Salsa* verbunden, welche die Venezianer zusammen mit dem *Mandorlato* (Mandelgebäck) aus *Cologna Veneta* am Abend servieren, bevor sie in die Kirche gehen. Dabei handelt es sich ursprünglich – wie in vielen anderen Fällen der venezianischen Küche – um ein jüdisches Rezept, welches die ganze Stadt im Laufe der Jahrhunderte übernommen hat.

Die *Bigoli* sind ein traditionelles, langes Nudelformat, das bereits im achtzehnten Jahrhundert in der venezianischen Küche nachgewiesen und als einziger Gang gegessen wurde. Sie wurden und werden immer noch mit dem eigens dafür konzipierten *Bigo-*

laro vorbereitet, einer Art Presse aus Bronze, mit der sich sehr harte Nudeln unter *Druck* – somit die traditionellen *Bigoli* – herstellen lassen, die dann langfristig haltbar sind. *Salsa* steht venezianisch im Allgemeinen für Soße.

Rezept

Zutaten für vier bis sechs Portionen

- 10–12 mittelgroße gesalzene Sardellen
- 2 weiße Zwiebeln
- 1 Glas trockener Weißwein
- ½ Glas Olivenöl
- 400 g *Bigoli***
- Salz und Pfeffer nach Geschmack

Schwierigkeit: Leicht

Zeitaufwand: Vorbereitungszeit ca. 10 Minuten. Kochzeit ca. 20 Minuten für die Soße, 15 Minuten für die *Bigoli*



▲ Eine Venezianische Tradition auf dem Tisch

Fotografin und Köchin: Susanti Dewi

Zubereitung:

- Die Zwiebeln in feine Ringe schneiden. In einer Pfanne in Olivenöl langsam weich dünsten. Sie sollten nicht braun werden.
- Die Sardellenfilets ganz fein hacken und in den weich gedünsteten Zwiebeln schmelzen lassen. Mit Weißwein ablöschen, die Soße einkochen lassen.
- Die *Bigoli* bissfest kochen und mit der eingekochten Soße warm servieren.
- Ob dazu Parmesan gehört oder nicht, da gehen die Meinungen auseinander. Die meisten Venezianer nehmen keinen!

* Aussprache: bigoi ** Man kann die »*Bigoli*« in einigen italienischen Läden finden oder im Internet bestellen. Die besten sind die »*Bigoli Nobili Sgambaro*« und die »*Bigoli di Bassano*«.



Foto: kwasibanane